D II A 8
1807.5722
13
Coburger Landes-Bücherei

H. Ramberg del. *Jügel sc.*

Neue Schriften

von

A. F. E. Langbein.

Zweyter Band.

Berlin,
in der Schüppelschen Buchhandlung.
1804.

H. S. C. BIBLIOTHEK COBURG

Erzählungen

von

Aug. Fr. Ernst Langbein.

Mit Kupfern.

Berlin,
in der Schüppelschen Buchhandlung
1804.

Vorwort.

Verschiedene Hinderungen änderten meinen Vorsatz, den in der Vorrede des ersten Theils meiner neuen Schriften angekündigten komischen Roman hier zu liefern, und ich muß deshalb

um Entschuldigung bitten. Man kann und wird mir um so eher verzeihen, da dieser zweyte Theil, unter dem Titel **Erzählungen**, auch einzeln zu haben ist.

Inhalt.

I. Der Emporkömmling. Seite 3.
II. Herr von Karg und seine Gemahlin. — 119.
III. Der Hut. — 140.
IV. Der Schatz. — 237.
V. Das Vorzeichen. — 308.

Erzählungen

und

Anekdoten.

I.

Der Emporkömmling;

oder:

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.

Erstes Kapitel.

„Man ist und bleibt doch ein unnützer Schächer!“ fuhr der alte, finstre Prokurator Sebald seinen Kopisten an: „Lernt man denn nimmer nach Brod schreiben? — Was man aber auch für Federn hat! Die englischen Nähnadeln meiner Tochter sind

kaum zärter und feiner gespitzt!" — So schmälend, schnitt er ein Paar Kiele zur Probe, und schnäbelte sie so breit, daß die damit gezogenen Buchstaben nicht anders aussahen, als wären sie mit einem Zaunpfählchen geschrieben. „Das sind Federn," rief er jetzt aus, „die einen redlichen Juristen mit Ehre und Reputation durch die Welt bringen!" —

Die Vergleichung der brodlosen Federn mit den Nähnadeln seiner Tochter war unglücklich gewählt; denn sie machte dem jungen Schreiber seine zartgeschnäbelten Kiele noch lieber. Er kannte die scharfen Spitzen jener Nadeln recht gut, und war oft im Scherz damit verwundet worden.

Pauline (so hieß die Tochter des Prokurators) hatte zwar in der väterlichen Expeditionsstube weder Sitz noch Stimme; aber beydes hatte Eduard in ihrem Nähzimmer, wenn der Papa nicht zu Hause

war. Indem sich der alte Streithahn in den Gerichtssälen kampelte, saßen die Liebenden sehr einig beysammen. Eduards Versuche, einen Kuß zu erbeuten, veranlaßten zwar oft einen blutigen Nadelnkrieg; doch ward immer bald wieder Friede geschlossen, und der geliebte Ruhestörer erhielt dann aus freyem Willen, was ihm zuvor mit gewaffneter Hand versagt worden war.

Pauline hätte zwar keinem Mahler zum Modell einer Venus dienen können; aber ihre blühende Jugend, ihre schlanke Nymfengestalt, und ihre angenehme Gesichtsbildung, die durch unverkennbare Züge der Gutmüthigkeit veredelt war, machten sie sehr anziehend, und sie galt mit Fug und Recht für eins der liebenswürdigsten Mädchen der Stadt. Ueberdieß hatte sie eine ansehnliche Aussteuer zu erwarten; denn ihr Vater drasch seit dreyßig bis vier-

zig Jahren mit seiner Zunge kein leeres Stroh. Ein enges Herz und ein weites Gewissen — die er eins so gut als das andere besaß — sind gemeiniglich in seinem Fache sehr ergiebige Fruchtfelder.

Sein aufgestapelter Mammon machte ihn höchst übermüthig, und er ließ sich bey jeder Gelegenheit prahlend vernehmen: er werde seine Tochter keinem armen Schlukker an den Hals werfen; sein künftiger Eidam müsse tüchtige Batzen haben, und entweder ein fürstlicher Rath seyn, oder doch wenigstens den juristischen Doktorhut tragen. Dem armen Schreiber, der keine Möglichkeit sah, diese Ehrenstufen jemahls zu erklimmen, ward bey solchen Aeußerungen, die er oft anhören mußte, übel zu Muthe, und die Feder zitterte in seiner Hand. Aber Pauline sprach ihm immer wieder Trost zu, und stärkte sein zagendes Herz durch Versicherungen ewiger Treue.

Dieser unschuldige Liebesbund war niemanden als Eduards Mutter bekannt. Pauline bewies ihr schon kindliche Achtung, besuchte sie oft heimlich, und wachte oft, wenn ihr Vater verreist war, ganze Nächte am Bette der Armen, die an einer auszehrenden Krankheit danieder lag.

Zweytes Kapitel.

Eines Tages ward Eduard zu seiner Mutter gerufen, deren Krankheit sich plötzlich verschlimmert hatte. Mein Sohn, sagte sie, ich fühle in allen meinen Gliedern die Annäherung des Todes. Laß mich die letzten Augenblicke, da ich noch der Sprache

mächtig bin, zu Geständnissen und Herzens-erleichterungen anwenden.

Ich bin nicht, wie Du bisher geglaubt hast, in diesem Lande geboren. Mein Vater war ein Forstbedienter jenseit der Gränze. Er besaß viel Geschicklichkeit und Erfahrung in seinem Fache, und hatte immer junge Edelleute im Hause, die er in der Forstwissenschaft unterwies. Sie gingen bey uns in die Kost, und waren mitunter beschwerliche Gäste. Doch sie bezahlten gut, und die geringe Besoldung meines Vaters machte diesen Zuschuß nothwendig.

Ich wuchs heran; man fand mich schön; unsere Hausgenossen sagten mir Schmeicheleyen über meine Gestalt, und bewarben sich wetteifernd um meine Gunst. Ich ging ihnen, wo es möglich war, aus dem Wege. Meine Mutter besorgte das Hauswesen allein, und ich erschien nur bey

Tische, wo die Gegenwart und der Ernst meines Vaters die muthwillige Jugend im Zaume hielt.

Als ich aber kaum das siebzehnte Jahr erreicht hatte, nöthigte mich der Tod meiner guten Mutter aus meiner stillen Eingezogenheit hervor. Ich mußte ihre Geschäfte übernehmen, und konnte mich nicht mehr, wie sonst, in meinem einsamen Stübchen verschließen. Die jungen Herren umschwärmten mich nun überall, wo sie von meinem Vater nicht beobachtet wurden.

Anfangs waren sie mir insgesammt sehr gleichgültig, und ich achtete nicht auf ihr süßes Geschwätz; allein bald zeichnete mein Herz einen von ihnen aus. Er betrug sich bey jeder Gelegenheit feiner und gesitteter als seine Kameraden, und diente mir zum Ableiter ihrer Zudringlichkeit; denn er wandte sein Ansehen, in das er sich bey ihnen gesetzt hatte, zu meiner Beschützung

an. So entstand zwischen uns eine gegenseitige Freundschaft, die mit jedem Tage wärmer ward, und unmerklich bis zur Gluth der Liebe stieg.

Ferdinand — ich will seinen Familiennahmen jetzt noch verschweigen – drang mir, ungeachtet ich ihm die Ungleichheit unserer Herkunft vorstellte, ein feyerliches Eheversprechen auf. Ich gab der Ueberredung seiner Leidenschaft nach, und wir wechselten heimlich Verlobungsringe. Es geschah in einer einsamen nächtlichen Stunde. Unsere Sinne waren von Liebe berauscht, und die Folge — soll ich sie glücklich oder unglücklich nennen? — war Dein Daseyn.

Einige Monate nach jener Nacht verließ Ferdinand unser Haus, um von den Gütern, die ihm durch den Tod seines Vaters zugefallen waren, Besitz zu nehmen. Er versprach mit den schrecklichsten Eidschwüren, nach wenig Wochen zurück zu kommen,

und mich von meinem Vater zur Ehe zu begehren; aber sie verstrich doppelt, die bestimmte Zeit, und er kam nicht, und schrieb nicht. Mit Entsetzen fühlte ich indessen die Wirkung der Verlobungsnacht. Ich meldete ihm dieß in einem Briefe, den ich nur mit Mühe zu Stande brachte, weil ein Strom von Thränen meine Federzüge oft wieder auslöschte.

Ich erhielt Antwort; aber sie kam sehr spät, und war so kalt und unbefriedigend, daß ich sie mit Verzweiflung las. Ferdinand schrieb: er werde mir Wort halten, doch jetzt erlaubten es seine Verhältnisse nicht. Er habe bey dem hiesigen Hofe als Kammerjunker Dienste genommen, dürfe nun ohne Erlaubniß des Fürsten nicht heirathen, und müsse Schwierigkeiten und Ungnade befürchten, weil ich nicht von Familie sey. Es wäre daher rathsam, diesen Schritt nicht eher zu wagen, bis er in der Gnade

des Fürsten festern Fuß gefaßt habe. Ich solle indessen meinen Zustand sorgfältig verbergen, und an einem entfernten Orte, wo mich niemand kenne, mein Wochenbett aufschlagen. Er werde alle Kosten tragen; doch bedinge er sich Verschwiegenheit, damit niemand erfahre, daß er der Vater des Kindes unter meinem Herzen sey. Dieß dürfe besonders mein Vater nicht wissen; denn so bald ihn dieser heftige Mann darüber zur Rede stellte, oder ihm sonst die geringste Verdrießlichkeit verursachte, nehme er sein Eheversprechen zurück, und keine Macht auf Erden solle vermögend seyn, mich ihm zur Gattin aufzuzwingen.

Was konnte ich Unglückliche thun? — Ich härmte mich ab; das Vorgefühl meiner Schande machte mich menschenscheu; ich erschrak oft vor meinem eigenen Schatten. An eine stille Veränderung meines Aufenthalts war nicht zu denken. Ich hatte

in der ganzen Welt keine vertraute Seele, bey der ich mir eine freundliche Aufnahme und schonende Behandlung versprechen konnte; und wäre mir auch irgendwo ein Zufluchtsort offen gewesen, so ließ sich doch gegen meinen Vater kein unverdächtiger Vorwand zu einer Entfernung von mehrern Monaten erfinden. Stumm und unthätig mußte ich meinem Schicksal, wie ein Schaf der Schlachtbank, entgegen gehen.

Mein Vater schöpfte bald Argwohn meines Zustandes, und bestürmte mich mit dringenden Fragen. Ich gestand, ihm zu Füßen, mein Vergehen. Er gerieth außer sich, und mißhandelte mich grausam. Ich sollte ihm meinen Verführer nennen; aber ich liebte den Ungetreuen noch, und schwieg standhaft, um ihn nicht zu verlieren, wie er gedroht hatte. Schäumend vor Wuth, riß mein Vater eine geladene Flinte von der Wand. In Todesangst stürzte ich zur

Thür hinaus. Die mir nachgeschickte Kugel pfiff neben mir vorbey.

Es war Abend. Ich floh dem nächsten Felde zu, und wühlte mich tief in das hohe Korn. Hier empfahl ich meine Seele dem Himmel, und erwartete das Ende meines unglücklichen Lebens. Ich befürchtete jeden Augenblick, mein Vater würde mich mit Spürhunden aufsuchen, und auf der Stelle tödten. Aber er war noch grausamer, als ich mir ihn vorgestellt hatte: er hielt mich keines Schrittes mehr werth, sondern faßte sogleich, wie ich nachher erfuhr, den eisernen Entschluß, mich auf ewig zu verstoßen und zu vergessen.

Nach Mitternacht ging der Mond auf, und strahlte mir wieder einigen Muth ins Herz. Ich schlich mit der Hoffnung, daß mein Vater nicht unversöhnlich seyn werde, an die Thür des Forsthauses, und klopfte leise. Aber die Hunde behandelten mich

schon wie eine Fremde, schlugen laut an, und ließen sich durch meine Stimme, der sie sonst willig folgten, nicht besänftigen. Indem ich ihnen noch zurief, ward über mir ein Fenster geöffnet. Wer da? schallte die Donnerstimme meines Vaters herab. Bebend warf ich mich an der Thürschwelle auf die Knie, und stöhnte mit bittend empor gestreckten Händen meinen Nahmen. Ich kenne dich nicht! rief er: Hinweg, du Landläuferin! oder ich schieße dich wie ein Raubthier nieder! — Mit diesen schrecklichen Worten schlug er das Fenster zu, und ich fiel in Ohnmacht. Schon graute der Tag, als ich mein Bewußtseyn wieder erlangte. Ich schleppte mich fort, um mich dem Stifter meines Unglücks in die Arme zu werfen.

Nach einer äußerst mühseligen Wanderung kam ich in die Nähe dieser Stadt. Aber unfern des Thores überwältigten mich

Hunger und Ermüdung; ich mußte mich auf einen Stein am Wege setzen. Manche Vorübergehende warfen mir ein kleines Almosen zu; andere kränkten mich durch Spott und lieblose Urtheile, die sie laut über mich aussprachen. Endlich fragte mich eine alte, ärmlich gekleidete Frau mit einer theilnehmenden Miene, was mir fehle. Ich antwortete, daß ich hülflos und verlassen sey, und in der Stadt, wo ich einen Freund aufsuchen wolle, kein Unterkommen wisse. Sie both mir einen Platz in ihrer Wohnung an. Ich folgte ihr, und sie pflegte mich mit der freundlichsten Sorgfalt, ohne mich durch neugierige Fragen in Verlegenheit zu setzen.

Am folgenden Tage schrieb ich an Ferdinanden, und sandte ihm, weil ich seinen Nahmen meiner Wirthin nicht entdecken wollte, durch einen fremden Knaben den Brief zu. Ich harrte bis zum Einbruch

der

der Nacht vergebens auf Antwort. Jetzt erschien, nach einem kurzen und stürmischen Anklopfen, eine Mannsperson, die sich bis über den Mund in einen Mantel gehüllt, und den Hut so tief niedergekrämpt hatte, daß sie so gut als maskirt war. Sie gab ein Zeichen mit der Hand, daß sich meine Wirthin entfernen sollte. Dieß geschah; der Mantel öffnete sich, und Ferdinand stand mit einem zornigen Gesichte vor mir.

Ich wollte ihn umarmen; aber er trat zurück, und überschüttete mich mit Vorwürfen, daß ich mich unterstanden habe, ihm nachzureisen. Erstarrt über diese grausame Behandlung, ließ ich ihn austoben, und schilderte ihm dann mit den beweglichsten Worten mein gränzenloses Elend. Er schien ein wenig gerührt, legte zwanzig Louisd'or auf den Tisch, und erlaubte mir, hier zu bleiben; ich mußte ihm aber mit einem Eide versprechen, nie seinen Nahmen über

meine Lippen gehen zu lassen. Damit nicht zufrieden, drohte er mir, mein unversöhnlichster Feind zu werden, wenn ich mein Verhältniß mit ihm irgend einem Menschen entdeckte. Nach dieser Erklärung nahm er eilend Abschied, und warf nur noch, als er schon vor der Thür stand, das Versprechen flüchtig hin, daß er mich bald wieder besuchen werde.

Allein er kam nicht. Die Zeit meiner Niederkunft rückte unerwartet schnell heran; Du erblicktest die Welt, und ich hatte für Dich keinen andern Nahmen als den meinigen; denn ich durfte es nicht wagen, Dich bey der Taufe nach Deinem Vater zu nennen. So bald ich wieder Kraft hatte, die Feder zu führen, meldete ich ihm Dein Daseyn; er that aber keinen Schritt, um Dich zu sehen, sondern sandte bloß zu Deiner Unterhaltung einige Goldstücke, von zwey flüchtigen Zeilen begleitet, worin er

mir aufs neue Verschwiegenheit einschärfte. Ich gab ihn nun ganz verloren, hielt ihm aber dennoch Wort, und schwieg. Von seinem Golde nahm ich nur so viel, als in den ersten Tagen Deines Lebens nöthig war. Der Rest liegt noch in diesem Augenblicke versiegelt in meinem Schranke. Ich rührte ihn nicht an, so bald ich wieder Kräfte hatte, uns durch Arbeiten zu ernähren.

Als Du ungefähr ein Jahr alt warst, hörte ich zufälliger Weise bey einer Nachbarin von dem Treulosen sprechen. Es ward erzählt: er sey der Liebling des Fürsten, habe vor wenig Tagen den Kammerherrnschlüssel bekommen, und werde nächstens einen neugebauten Pallast in der Nähe des Schlosses beziehen. Man wollte noch mehr von ihm sagen; ich brach aber das Gespräch plötzlich ab, und entfernte mich, weil ich fühlte, daß mein Gesicht glühte.

Einige Monate nachher ergriff mich eines Abends eine unüberwindliche Sehnsucht, wenigstens die Mauern zu sehen, die der Ungetreue bewohnte. Ich nahm Dich auf den Arm, ging ans Schloß, und wollte eben nach seinem Hause fragen, als mich eine rauschende Musik, die aus einem Pallaste herab schallte, aufmerksam machte. Eine Menge neugieriger Menschen stand vor der Thür. Ich mischte mich unter sie, um die Ursache dieses Zusammenlaufs zu erfahren; aber indem ich mich nach einem freundlichen Gesichte umsah, an das ich meine Frage richten wollte, wurden die Pfortenflügel des Pallastes geöffnet, und der eindringende Menschenstrom riß mich mit sich hinein. Der Zug ging rasch eine breite Treppe hinauf, und nach der offenen Thür eines prachtvoll erleuchteten Saales hin, der mit Herren und Damen angefüllt war. Ich warf einen Blick in den glän-

zenden Kreis, sah Ferdinanden — sah ihn eine junge Dame, die mit Edelsteinen bedeckt war, zum Tanz aufführen, und um mich her riefen zwanzig Stimmen: Bräutigam und Braut! — Da war mir als wankte und stürzte der Boden unter meinen Füßen. Ich that einen Schrey, und die Sinne vergingen mir. —

Als ich die Augen wieder aufschlug, fand ich mich in einem unbekannten Hause, von fremden Leuten umgeben. Ich lag auf einem Bette; Du schliefst ruhig an meiner Seite. Eine freundliche Frau war um mich beschäftiget, und freute sich herzlich, mich wieder aufleben zu sehen. Sie war bey meiner Ohnmacht gegenwärtig gewesen. Ich falle — so erzählte sie mir jetzt — wie von einem Blitz getroffen, rücklings zu Boden. Alle umher stehende Personen erschrekken; ein großer Theil der Hochzeitgäste strömt herbey; der Bräutigam drängt sich

vor allen hervor, beugt sich zu mir herab, und eilt schweigend wieder in den Saal. Sein plötzliches Zurücktreten, die Todtenblässe seines Gesichts und sein schwankender Gang, verrathen eine Bestürzung, die sich niemand erklären kann. Kurz darauf sendet er für mich eine Flasche Wein, und läßt befehlen, mich in eins der nächsten Häuser zu bringen, und dort für meine Genesung, auf seine Kosten, zu sorgen.

Dieß erzählend, reichte mir die gute Frau ein Glas des Hochzeitsweines, den mir der menschenfreundliche Kammerherr, wie sie ihn nannte, gespendet hatte; allein ich trank keinen Tropfen, und verließ so schnell als möglich die Gegend, wo ich meinen Verführer das Fest seiner Treulosigkeit mit Trompeten und Pauken feyern hörte.

Als ich in meiner Wohnung wieder ankam, fühlte ich, wie durch ein Wunder, eine erquickende Gemüthsruhe, die seit lan-

ger Zeit von mir gewichen war. Das ungewisse Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung machte mir Höllenqual. Mein Herz ward leichter, so bald ich mein Schicksal entschieden sah.

Am folgenden Tage erhielt ich von Deinem Vater ein Handbriefchen; ich sandte es ihm aber uneröffnet zurück. Seitdem hat er sich um mich und Dich nicht weiter bekümmert. Er ward nach der Zeit der erste Günstling des Fürsten, stieg von Stufe zu Stufe, und hat nun die höchste erreicht. Mit Einem Worte: Dein Vater ist — der Minister Sonnenstein.

Drittes Kapitel.

Hier wäre ein schicklicher Ort, Sonnensteins Charaktergemählde aufzustellen, wenn ein Unding sich mahlen ließe. Der von Natur nicht böse, aber flache und unbeständige Mensch hatte keinen Charakter.

Als er Marien Feldheim — dieß war der Nahme der Unglücklichen — ewige Treue schwor, geschah es ohne Nachdenken und Ueberlegung, doch mit dem redlichen Vorsatz, sein Wort zu halten. Er liebte sie wirklich, und war, nach erfolgter Uebernahme der väterlichen Güter, schon im Begriff, bey dem alten Feldheim um seine Tochter zu werben, als ihn mit Einem Mahle der Windstoß eines zufälligen Ereignisses vom Pfade der Rechtschaffenheit hinweg blies.

Der Fürst, ein leidenschaftlicher Jäger, hielt in der Nähe der Sonnensteinischen Güter eine Parforcejagd. Alle benachbarte Edelleute nahmen an der empfindsamen Fürstenlust Theil. Auch Sonnenstein folgte auf einem englischen Renner der wilden Jagd. Der Fürst bemerkte mit Wohlgefallen, daß er so trefflich beritten war, fragte nach seinem Nahmen, und lobte sein edles Roß. Als die Hetze einige Stunden gedauert hatte, waren alle Jagdpferde müde, und blieben weit hinter dem flüchtigen Wilde zurück. Nur der Fürst und Sonnenstein setzten noch einem hauenden Schweine nach.

Kaum bemerkte der Eber die schwache Zahl seiner Verfolger, so both er ihnen die Stirn, schlug die Hunde auf die Seite, ging auf den Fürsten los, und hieb dessen Pferd, daß es stürzte. In diesem gefährlichen Augenblicke stieß Sonnenstein dem

grimmigen Thiere, das seine Hauer schon gegen den Fürsten kehrte, seinen Hirschfänger in den Rachen. „Das war brav, Herr Kammerjunker!" — stammelte der gerettete Fürst, und drückte ihm dankbar die Hand. Sonnenstein hielt den Titel, den er sich beylegen hörte, für einen Irrthum der fürstlichen Angst, und nahm keine weitere Kenntniß davon; aber am folgenden Tage überbrachte ihm ein Feldjäger das Kammerjunkers-Patent, nebst einer mit dem Bildniß des Fürsten gezierten goldnen Dose, und einem gnädigen Handschreiben, worin er eingeladen ward, die Residenz für immer zu seinem Wohnort zu wählen.

Er eilte nach Hofe, um sich für diese Gnadenbezeigungen zu bedanken. Der Fürst und dessen Gemahlin empfingen ihn mit der schmeichelhaftesten Freundlichkeit. Sonnenstein war von der Ehre, die ihm widerfuhr, ganz bezaubert. Er vergaß Marien

und sein heiliges Gelübde, und versprach dem Fürsten, sich seinem Dienste zu widmen.

Als sein Rausch ein wenig verflogen war, dachte er erst wieder an Marien. Wie oft hatte er mit ihr von stiller, ländlicher Zufriedenheit geträumt! Und nun entsagte er auf Ein Mahl der beneidenswerthen Macht, freyer und unabhängiger als ein König auf seinen Gütern zu leben; nun schien es ihm plötzlich ein größeres Glück, der Fürstin die Enveloppe nachzutragen, oder ihrem Gemahl einen Teller zu reichen. Bey dem allen war er noch entschlossen, Marien zu heirathen. Er glaubte, ihre Neigung zum Landleben würde sich von den Annehmlichkeiten der Stadt und des Hofes leicht verdrängen lassen.

Der unerfahrne Mann! Er kannte seinen Hof noch nicht! Dort war es keinem Kammerjunker erlaubt, ein bürgerli-

ches Mädchen zur Gattin zu wählen. Eine solche Mißheirath hielt zwar vormahls ein russischer Kaiser für keine Schande, und er fuhr auch nicht übel dabey; aber den Kammerjunkern, und überhaupt dem ganzen Hofadel in **, war diese Erniedrigung, bey Vermeidung fürstlicher Ungnade, untersagt.

Als Sonnenstein dieses Gesetz erfuhr, war er unschlüssig, ob er Marien und der Redlichkeit, oder seiner Hofstelle, entsagen wollte. Er wog und wog; und man hätte glauben sollen, ein liebenswürdiges Mädchen und einige tausend Eide müßten schwerer wiegen als ein Kammerjunkers-Patent; aber nein! die Schale des letztern sank, und jene stieg. Sein Gewissen, das noch nicht ganz in einen Todtenschlaf gefallen war, täuschte er durch den flüchtigen Einfall, daß er dem Fürsten nur eine kurze Zeit dienen, und dann seinen Abschied nehmen wolle, um die Verlobte zum Altar zu führen.

Allein es gefiel ihm bald so sehr am Hofe, daß er sich zu schwach fühlte, ihn wieder zu verlassen. Die Damen der großen Welt bezauberten ihn durch ihren geschmeidigen Gesellschaftston und die feine Kunst zu gefallen, die er an seinem natürlichen Landmädchen vermißte. Verschiedene Grazien des Hofes bemühten sich, den angehenden Günstling des Fürsten zu erobern, und einer jungen schlauen Witwe gelang es, ihm das Netz ihrer Reitze über den Kopf zu werfen. Er sträubte sich zwar Anfangs gegen ihre Fesseln; dieß geschah aber nicht aus Liebe gegen Marien, sondern aus Furcht vor ihr. Es war ihm sehr angenehm, als er sah, daß sie sich durch seine Drohungen Schweigen gebiethen ließ, und mit ruhiger Bescheidenheit die Erfüllung seines Versprechens erwartete. Diese Sanftmuth, die jeden Mann von Gefühl gerührt, und sein verirrtes Herz zu der stillen Dulderin zurück

geführt hätte, that auf ihn eine entgegen gesetzte Wirkung. Er entwischte, wie ein Gefangener, der seine Wächter schlafen sieht, den Banden seiner Liebeseide, und vermählte sich standesmäßig mit der adeligen Witwe. Von nun an galt er bey seinem Herrn, der aus mancherley Gründen mit dieser Wahl sehr zufrieden war, alles in allem, und beherrschte ihn ganz. Er war, mit Luthern zu reden, der Hausfürst des Fürsten.

Viertes Kapitel.

Marie übergab ihrem Sohne die wenigen Briefe, die sie von ihrem Verführer in Händen hatte. „Sieh,“ sagte sie, „dieß

sind die einzigen Beweise, die Du darüber aufzeigen kannst, daß Sonnenstein Dein Vater ist. Bediene Dich aber ihrer nur im höchsten Nothfalle, und enthalte Dich so lange als möglich, den grausamen Mann, der Dich seit der Stunde Deiner Geburt verläugnet hat, um Gnadenbrod zu bitten." —

So bald der Jüngling die Briefe erhielt, ging eine plötzliche Verwandlung in ihm vor. Er hatte bisher zufrieden mit seinem Schicksal gelebt, der Zukunft ruhig entgegen gesehen, und seinen Wünschen und Hoffnungen die engsten Schranken gezogen: nun aber wallte mit Einem Mahle sein Blut stürmisch auf; es ergriff ihn eine heiße Begierde, sich in eine höhere Sphäre zu schwingen. Er betrachtete sich jetzt mit andern Augen als sonst im Spiegel und fand in seinem Gesichte ein Zug von Hoheit, den er noch niemahls bemerkt hatte. Kurz, die

Eitelkeit fing an, ihr Spiel mit ihm zu treiben.

Seine unglückliche Mutter starb einige Stunden nach der Uebergabe der Briefe. Er eilte jetzt zu Paulinen, entdeckte ihr seine Herkunft, und meldete ihr zugleich seinen Entschluß, ohne Verzug zum Minister zu gehen, und ihn zur Erfüllung seiner väterlichen Pflichten aufzufordern.

Die verständige Pauline empfand über diese Nachrichten mehr Schrecken als Freude, und warnte ihn vor den unangenehmen Folgen, die er sich durch den vorhabenden bedenklichen Schritt zuziehen könnte. Es sey mehr als wahrscheinlich, sagte sie, daß er von dem stolzen und hartherzigen Minister übel empfangen, bitter gekränkt und verfolgt, allenfalls gar, als ein frecher Betrieger, in einem entfernten Festungskerker lebendig begraben, oder sonst durch ein

ge=

gewaltsames Mittel auf die Seite geschafft werde.

Eduard blieb gegen diese Vorstellungen — die freilich ein wenig zu ängstlich, doch nicht ganz ohne Grund waren — lange taub; denn es wollte ihm durchaus nicht mehr behagen, sich einen magern Bissen Brod durch den Schreiberkiel zu erwerben. Er wäre für sein Leben gern so bald als möglich ein großer Herr geworden, und es schien ihm (weil unsere Wünsche gewöhnlich mit der Hoffnung nahe verwandt sind) eine sehr leichte Sache, durch seinen mächtigen Vater ein schnelles und glänzendes Glück zu machen.

„Gut!" sagte Pauline: „Laß uns den kaum denkbaren Fall annehmen, daß Dich Sonnenstein väterlich behandelt, Dich aus dem Staube empor hebt, und als seinen Sohn öffentlich anerkennt! Dann wird Dir freilich sehr wohl seyn; aber

ich — werde weinen. — Denn da es Dein Vater selbst nicht für anständig hielt, ein Frauenzimmer bürgerlichen Standes zu heirathen, so wird er es Dir eben so wenig erlauben.“ —

Dieß wirkte. Doch gab es noch vorher zwischen der Liebe und dem Stolze einen kleinen innerlichen Kampf, wovon sich aber Eduard gegen Paulinen nichts merken ließ. Es glückte ihr, dem Schein nach, vollkommen, seine Gedanken von den hohen Luftschlössern abzulenken, und zur Zufriedenheit mit seiner gegenwärtigen Lage zurück zu führen. Er setzte sich ruhig an den Schreibtisch, und begnügte sich vor der Hand wieder mit der Aussicht, nach Verlauf einiger Jahre irgend ein kleines Accis- oder Steuerämtchen zu erhalten. Dann wollte er sich um Paulinen in gehöriger Form bewerben, und den Hochmuth ihres Vaters durch den Ankauf eines höhern Titels besänf-

tigen. Mit diesen Spielklappern für große Kinder trieb die fürstliche Kanzelley einen sehr starken Handel, und machte billige Preise. Die wenigen Goldstücke, die seine Mutter vor alten Zeiten zu seiner Verpflegung empfangen, und ihm treulich aufgespart hatte, waren völlig hinreichend, ihm einen ansehnlichen Rang zu verschaffen.

Bevor er aber diesen Plan ausführen konnte, meldeten sich bey Paulinen verschiedene andere Freyer, die theils schon auf den Ehrenplätzen standen, wo er sich erst einkaufen wollte, theils sehr begütert waren, und deshalb von dem Prokurator mit offnen Armen empfangen wurden. Aber Pauline theilte rechts und links Körbe aus, und machte sich dadurch bey ihrem Vater, der ein tyrannisches Zwangsrecht über ihr Herz ausüben wollte, manche böse Stunde. Er drohte ihr mit Verstoßung und Enterbung; sie blieb aber standhaft, hielt Eduarden die

versprochene Treue, und wies ihm zu Liebe mehrere brave Männer zurück, gegen die sie übrigens nicht die geringste Abneigung empfand.

Fünftes Kapitel.

Ungefähr um diese Zeit beschloß der Fürst, (der es gern in allen Dingen Kaisern und Königen nachthat) eine Leibgarde zu errichten, die aus lauter Kernleuten von ausgezeichneter Länge bestehen sollte. Er ließ zu diesem Soldatenspiel die Riesen seines ganzen Zwergstaates aufsuchen, und sie mit der Grenadiermütze schmücken. Kein geschickter Handwerker, kein Künstler, kein Hausva-

ter, ward verschont. Wer andern Menschen über den Kopf gewachsen war, mußte dafür büßen, und zur Fahne schwören. Oberbefehlshaber der neuen Leibwache und Generalfeldmarschall der ganzen Armee (deren Stärke wenigstens zweyhundert Mann betrug) war der Minister Sonnenstein, der überhaupt die sämmtlichen höchsten Staatsämter in seiner unwürdigen Person vereinte. Er übernahm ohne Bedenken die ungleichartigsten Posten, wenn nur etwas dabey zu gewinnen war. Es fehlte ihm zwar bey allen — die Oberjägermeisterstelle allein ausgenommen — an Fähigkeit zu ihrer Verwaltung; doch das kümmerte ihn nicht. Wem Gott ein Amt gibt, dachte er, dem gibt er auch Verstand.

Die Errichtung der Garde kostete übrigens viel Mühe. Alle Goliathe des Ländchens standen schon in Reihe und Glied, und sie war noch lange nicht vollzählich.

Man mußte nun den Maßstab der Rekruten etwas verjüngen, und sich mit kleinern Leuten begnügen. Was diesen, im Verhältniß gegen ihre Nebenmänner, an der Länge abging, das sollte ihnen — nach des Herrn Feldmarschalls weiser Erfindung — an der Bärmütze zugesetzt werden. Er befahl sehr ernstlich, das neue Corps so bald als möglich auf die Beine zu bringen, und die noch benöthigte Mannschaft mit schonungsloser Gewalt anzuwerben. Der dazu beauftragte Officier drang nun bey Nacht in die Häuser ein, und hohlte die jungen Bursche, die ihm von seinen Spionen als dienstfähig angezeigt worden waren, aus ihren Betten.

Auch unsern Eduard, der so schlank wie eine Tanne gewachsen war, hatten die Menschenjäger aufs Korn genommen. Er wußte davon nichts, und schlief eben sehr sanft, als er plötzlich auf die angezeigte

Weise überfallen, nach der Hauptwache geschleppt, und dort mit dem Antrage beehrt ward, seine Freyheit für zehn Gulden Handgeld zu verkaufen. Er lehnte, natürlicher Weise, dieses Ansinnen von sich ab; allein der Werbeofficier verlachte seine Weigerung, und drohte ihm mit allerley harten Maßregeln, wenn er sich nicht zum Fahneneide bequemen wollte.

Eduard war in der peinlichsten Verlegenheit; doch rechnete er darauf, sein Prinzipal werde sich nachdrücklich für ihn verwenden. Die Erlaubniß, ihn rufen zu lassen, ward nach einigen Schwierigkeiten bewilliget. Der Prokurator kam, bedauerte höchlich, seinen getreuen Amanuensis in sothaner Calamität zu sehen, erklärte aber zugleich mit Achselzucken, daß er gerechtes und erhebliches Bedenken trage, sich in diese Affaire zu meliren. „Allermaßen und dieweil Ihro Hochfürstliche Durchlaucht (fuhr

er in seiner steifen Aktensprache fort) nun einmahl die gnädigste Resolution gefaßt hätten, Höchstderoselben geheiligte Person mit einer Leibwache zu umgeben: folglich und also sey es eines jeglichen hierzu qualificirten Unterthanen Pflicht, mit Freudigkeit die Waffen zu ergreifen. Er wenigstens wolle sich keiner Opposition theilhaftig machen, und sich dadurch die höchste Ungnade Sr. Durchlaucht und des Herrn Generalfeldmarschalls Excellenz auf den Hals laden."

Der alte Gleißner sprach mit gutem Bedacht aus diesem unterwürfigen Tone, damit der gegenwärtige Werbeofficier seine treudevotesten Gesinnungen dem Fürsten und dem Minister rühmen sollte. Im Herzen aber war es ihm sehr ungelegen, einen fleißigen Gehülfen zu verlieren, der ihm (wie Jacob dem Laban, aus Liebe zur schönen Rahel,) fast ganz ohne Lohn diente.

Pauline erfuhr aus dem Munde ihres Vaters das erste Wort von dem Unfall, der ihren Geliebten betroffen hatte. Sie erschrak heftig; doch faßte sie sich schnell, um den nahen Antheil, den sie an Eduarden nahm, nicht zu verrathen. Der Prokurator war in allen Dingen, die nicht in sein Prozeßfach einschlugen, ein gar einfältiger, kurzsichtiger Mann, und nichts weniger als ein feiner Beobachter. Das Herz seiner Tochter war ihm daher immer ein unentdecktes Land, und blieb es ihm auch jetzt noch.

Es verdroß ihn bey dem gegenwärtigen Vorfalle nichts, als daß er der fruchtbringenden Feder seines Schreibers, den er nach und nach zu einer ersprießlichern Ausdehnung seiner Handschrift abgerichtet hatte, künftig entbehren sollte. Außer dem machte ihm das Schicksal des Jünglings keinen Kummer. Er ging ruhig seinen

Geschäften nach, und dachte nicht weiter an ihn.

Desto mehr Pauline. Sie schwebte in der größten Angst; doch vergoß sie keine unnützen Thränen, sondern sann hin und her, was zu thun sey. Es schien ihr am Ende der beste und einzige Rath, daß sich Eduard seinem Vater entdecke. Sie übersandte ihm deshalb durch ein vertrautes Dienstmädchen Sonnensteins Briefe, die sie bisher in Verwahrung gehabt hatte. Einige beygelegte Zeilen enthielten die Bitte, von diesen Papieren ohne Verzug Gebrauch zu machen.

Sechstes Kapitel.

Eduard verlangte jetzt, dem Feldmarschall vorgestellt zu werden, und eine gewaffnete Begleitung führte ihn in dessen Pallast. Se. Excellenz war mit der funkelneuen Garde-Uniform angethan, und brüstete sich wie ein Pfau. Der Unterofficier, der die Wache anführte, meldete ihm des Arrestanten Nahmen, Stand und Abneigung, der Trommel zu folgen. Sonnenstein stutzte bey dem Nahmen Feldheim, entfärbte sich ein wenig, und biß unruhig die Lippen zusammen; doch weit von dem Gedanken entfernt, daß wirklich sein längst vergessener Sohn vor ihm stehe, gab er sich schnell wieder ein martialisches Ansehen, und fuhr auf: „Tau-

send Element! Der Tintenklecker will nicht Soldat werden?"

Nein, sagte Eduard in einem festen und kalten Tone.

Sonnenstein ward aufs neue verblüfft, nahm sich aber rasch zusammen, und suchte, nach mancher Feiglinge Art, die Furchtsamkeit seines bösen Gewissens durch stärkeres Toben zu verlarven. „Alle Teufel!" rief er hohnlachend aus: „der Bursch spricht ja wie ein Reichsfreyherr! Wart Er, man wird Ihn Mores lehren! Wir wollen Ihn, bey Wasser und Brod, so lange krumm schließen lassen, bis sich der Ehrtrieb bey Ihm einstellt, Sr. Durchlaucht zu dienen."

Mich — antwortete Eduard gelassen — werden Ew. Excellenz nicht krumm schließen lassen; davor bin ich sicher.

„Kecker Bube! was sollte mich abhalten?"

Das kann ich Ihnen nur ohne Zeugen sagen. —

„Oho! gar Geheimnisse! — Was Er mir anzuvertrauen hat, wird wohl die ganze Welt hören können. Heraus mit der Sprache!“

Wie Sie befehlen. Ich verliere nichts dabey. Aber Ew. Excellenz werden es zuverlässig bereuen, daß Sie die Entdeckung, die ich Ihnen zu machen habe, nicht unter vier Augen anhörten. —

Der Feldmarschall trat einen Schritt zurück, maß Eduarden vom Kopfe bis zum Fuße mit wilden Blicken, und öffnete den Mund, einen Fluch auszustoßen; aber die Furcht, daß irgend ein böses Geschichtchen zur Sprache kommen möchte, demüthigte ihn. Er ließ den Unterofficier abtreten, und fragte dann mürrisch: „Was hat Er mir zu sagen?“

Ich heiße Feldheim, sprach Eduard, und sah ihm starr in die Augen.

„Nun, das hab' ich schon vorhin gehört. Was weiter?“ —

Dieser Nahme gehört mir nicht, sondern ist nur ein Nothnahme, den mir meine Mutter geliehen hat. Ich sollte von Rechts wegen Sonnenstein heißen. —

„Wie? was?“ — rief der Feldmarschall erröthend, und sah sich (ungeachtet er wußte, daß außer ihm und Eduarden niemand im Zimmer war) ängstlich um. — „Welchen Anspruch hat Er an meinen Nahmen?“ —

Ich bin Ihr Sohn. —

„Heh! Wache!“ — schrie Sonnenstein mit einer Löwenstimme.

Die Wache stürzte ins Zimmer.

„Nehmt diesen Menschen in feste Verwahrung! Er ist wahnsinnig!“

Die Soldaten umzingelten Eduarden, und wollten ihn fortführen.

Herr Feldmarschall! — rief der Jüngling in einem entschlossenen, drohenden Tone: Verfahren Sie nicht auf diese Weise mit mir! Ich kann Ihnen die Gesundheit meines Verstandes durch gewisse Briefe beweisen. —

„Ha! wieder was Neues! — Nun wird man sich durch freche Erdichtungen und falsche Handschriften vom Kriegsdienste los lügen wollen. Doch — ich will den Fantasten noch Ein Mahl anhören. — Soldaten, tretet ab!"

Sonnenstein ging, indem Eduard seine Briefe aus der Tasche zog, mit großen Schritten auf und nieder, öffnete rasch die Thür eines Nebenzimmers, und sagte protzig: „Hier herein!"

Er ging voran. Eduard folgte ihm.

Ew. Excellenz — begann Dieser jetzt —

erinnern sich kaum wohl noch einer gewissen Marie Feldheim, einer Försterstochter, die Sie vor einigen zwanzig Jahren geliebt, durch ein Eheversprechen getäuscht, zur Mutter eines Sohnes gemacht, und dann treulos verlassen haben? — Sie ist todt; aber ich — ihr Sohn — kann dieß alles durch gegenwärtige Briefe darthun. —

Sonnenstein riß sie ihm aus der Hand, ließ einen flüchtigen Blick darauf fallen, und fragte zugleich, ohne Eduarden anzusehen, in einem nachlässigen, schleppenden Tone: „Die Mutter ist also gestorben?"

Schon vor anderthalb Jahren, antwortete der Jüngling.

„Desto besser!" rief Sonnenstein triumphirend, und warf die Briefe ins Kaminfeuer.

Eduard sprang hin, um sie zu retten; aber sein Vater stieß ihn zurück. „Sieh, junger Mensch," sprach er mit einem boßhaften

haften Lächeln, „hier brennen Deine Beweise! Du bist entwaffnet und in meiner Gewalt! Ich kann Dich an einen Ort bringen lassen, wo Dich weder Sonne noch Mond bescheint; kein Hahn kräht darüber.“

Aber ich, versetzte der Jüngling, ich werde schreyen, daß man meine Stimme am Throne des Fürsten hören soll. —

„Armseliger Trotzer! Das ließe sich Dir wohl verbiethen! Es kostet mir ein Wort, einen Wink, so bist Du lebendig todt, wirst als ein Wahnsinniger behandelt, und wenn Du Dich meinen Sohn nennst, so zuckt man lächelnd über Dich die Achseln, wie über andere Verrückte, die sich für Kaiser und Könige halten.“ —

Allmächtiger Gott! rief Eduard: ich hätte nimmer geglaubt, daß ein solcher Unmensch auf Erden lebe, wie ich ihn hier in meinem eigenen Vater entdecke! —

„Schweig, und bringe mich nicht durch solche theatralische Tiraden noch mehr auf! Es war jetzt nur davon die Rede, was ich thun könnte, und was vielleicht mancher andere beleidigte Machthaber an meiner Stelle thun würde; aber fern sey es von mir! Es hängt im Gegentheil bloß von Dir ab, alle Unannehmlichkeiten zu vermeiden, und mich durch Gehorsam gegen meine Befehle zu väterlichen Gesinnungen und Handlungen zu bewegen.“ —

Was fordern Sie von mir? Ich werde gehorchen, wenn's möglich ist. —

„Nicht nur möglich, sondern sehr leicht. Du mußt für's Erste Soldat werden.“ —

Soldat? — Gemeiner Soldat? —

„Ja, durchaus; wenn auch nur auf acht Tage. Dieß ist schlechterdings zur Rettung meiner Ehre nöthig, weil Du so unvorsichtig warst, in Gegenwart des Un-

terofficiers mit Entdeckungen zu drohen, die mir unangenehm seyn könnten.“ —

Wer zwang mich dazu, als Sie selbst? —

„Das ist vorbey. Kurz, es darf niemand wissen, niemand muthmaßen, daß die Geheimnisse, mit denen Du Dich breit machtest, mich selbst betrafen. Dieß würde man aber errathen, wenn ich Dich auf der Stelle vom Kriegsdienste frey spräche. Man würde sagen: Du müßtest mir den Daumen tüchtig aufs Auge gesetzt haben, und so weiter. Solches Geschwätz kann ich über mich nicht dulden, und es gibt dagegen keinen andern Rath, als daß Du auf eine kurze Zeit Soldat wirst.“

Eine harte Forderung! Doch erklären Sie sich weiter. —

„Die zweyte Bedingung meiner Gnade ist — Schweigen; ewiges, unverbrüchliches Schweigen über das Geheimniß Dei-

ner Geburt. — So bald Du Dich unterstehst, davon zu sprechen, geht die Reise mit Dir ins Tollhaus! — Hältst Du aber reinen Mund, so verlaß Dich darauf, daß ich Dein Glück mache. Ich mag nicht Dein Vater heißen, aber ich will es seyn.“ —

Wohl mir, wenn es geschieht! Den Titel Ihres Sohnes will ich gern entbehren, erfüllen Sie nur die Pflichten eines Vaters gegen mich! Doch ich rechne für jetzt noch auf nichts. Mit ähnlichen Versprechen und ähnlichen Drohungen, als Sie jetzt gegen mich anwenden, lockten und schreckten Sie wechselsweise meine unglückliche Mutter, und fragten dann nicht weiter nach ihr. So wollen Sie wahrscheinlich auch mit mir verfahren; aber ich bin kein furchtsames Weib, das schweigend leidet und duldet. Ich bleibe — das sage ich Ihnen voraus — unter der Muskete nicht lange

ruhig. So bald ich sehe, daß Sie mich vergessen und im Stiche lassen, werde ich mich thätig rühren, und alle meine Kraft aufbiethen, mir Hülfe und Gerechtigkeit zu verschaffen. —

Diese muthige Sprache that Wirkung. Sonnenstein war Anfangs bloß Willens, seinem Sohne Furcht einzuschrecken, und ihm dadurch ein Schloß vor den Mund zu legen; als er aber sah, daß er keinen feigen Menschen vor sich hatte, ward ihm selbst bange, und er bequemte sich zu bestimmtern Vergleichsvorschlägen, die sehr annehmlich waren. „Beruhige Dich, mein Sohn!“ sprach er sanft: „Du trägst, wie gesagt, nur einige Tage lang, zum Schein, die Montur eines gemeinen Gardisten, wirst dann Unterofficier, ein Jahr nachher Lieutenant, erhältst Zutritt in meinem Hause, ich gewinne Dich mit jedem Tage lieber, nehme Dich an Kindes Statt an, lasse

Dich unter dem Nahmen Feldheim, genannt Sonnenstein, in den Adelstand erheben, und setze Dich zum Erben ein.“ —

Dieser Plan klang nicht übel, und ließ sich ohne Schwierigkeit ausführen; denn Sonnenstein hatte keine ehelichen Kinder, war Witwer, und unabhängiger Besitzer eines großen Vermögens. Eduard schwor nun — entzückt über die goldenen Berge, die ihm in der Ferne entgegen glänzten — ohne weiteres Bedenken zur Fahne.

Siebentes Kapitel.

Pauline that einen lauten Schrey, und war einer Ohnmacht nahe, als sie ihren Geliebten in einem engen Rocke von rothem Flockentuche, mit blauen Aufschlägen, ins Haus treten sah. Er brach über ihr Schrecken in ein Gelächter aus, und verkündigte ihr mit einer triumphirenden Miene, daß er bald ein Edelmann seyn werde. Nach dieser Meldung, die seiner wieder erwachten Eitelkeit am wichtigsten war, erzählte er in einem lustigen Tone, was sich im Pallaste des Feldmarschalls begeben hatte, und war am Ende etwas verdrießlich, daß sich Pauline so wenig darüber freute.

Sie hatte, in der That, wenig Ursache

dazu; denn ihr Geliebter befand sich offenbar zwischen zwey Klippen. Es war ohne prophetischen Geist, bloß durch den hellen Blick der gesunden Vernunft, voraus zu sehen, daß er entweder von seinem Vater hintergangen, in den Staub getreten und vernichtet werden würde, oder mit Verlust seiner Bescheidenheit, und anderer guten Eigenschaften seines Herzens, empor steigen werde. Er bewies schon jetzt viel Anlage, sich zu verschlimmern. Jedes Wort, das aus seinem Munde ging, war kecker und muthwilliger, als er sich sonst auszudrücken pflegte. Er ließ seinem Leichtsinn, der sich bisher unter dem Druck der Armuth wenig geregt hatte, mit Einem Mahle den Zügel schießen, zerstampfte lachend seine Federn, und schalt sich selbst einen Dummkopf, daß er der elenden, gemeinen Beschäftigung des Abschreibens so viele Jahre geopfert habe.

Indem er den letzten Kiel auf dem

Tische zerstieß, kam Paulinens Vater nach Hause, und schlug die Hände über der Perrücke zusammen, als er den Rothrock erblickte. „Ach, mein armes Goldsöhnchen!“ rief er aus: „Ich beklage von Grund meines Herzens . . .“

Was denn? — fiel ihm Eduard mit einem naseweisen Accent ins Wort, der gegen die schüchterne Demuth, die er nur noch zwey Stunden zuvor seinem Gebiether bewiesen hatte, sehr abstach.

„Nun, ich beklage,“ fuhr Sebald fort, „daß man gezwungen worden ist, dem Kalbfell zu folgen.“

Ey, ey! versetzte Jener: der Herr Prokurator sind sehr geschickt, auf beyden Achseln zu tragen. Sprachen Sie nicht vorhin auf der Hauptwache ganz anders? — Doch, es ist mir nun recht lieb, daß Sie sich meiner nicht annahmen; denn das Kalbfell — wie Sie zu sagen belieb-

ten — wird mich hoffentlich weiter bringen, als diese leidigen Gänsekiele, von denen ich eben auf ewig Abschied genommen habe. —

Mit Entsetzen betrachtete jetzt der Prokurator die Verwüstung auf dem Schreibtische. „Was ist das?“ fragte er hastig: „Wer hat diesen Frevel verübt?“

Ich! — antwortete der neugebakkene Held, und warf sich stolz in die Brust.

„Welcher kindische Muthwille!“ kollerte der alte Sebald, wie ein aufgebrachter Truthahn, heraus: „Welche Versündigung an dem edelsten Werkzeuge, das der Himmel dem Menschen verlieh! Die Welt ginge zu Grunde, wenn keine Schreibfedern existirten! Und man ist so frech, so gottlos . . .“

Ereifern Sie sich doch nicht so sehr! unterbrach ihn Eduard mit einem höhnischen

Lächeln. Es gibt ja noch Gänse genug in der Welt! —

„Und auch Gänseköpfe, wie Er, exempli gratia, einer ist!“ — rief der Prokurator, und zitterte vor Erbitterung.

Schon schwebte eine unartige Antwort auf Eduards Zunge; aber Pauline gab ihm, durch einen zürnenden Augenwink, ihr Mißfallen an der schnöden Behandlung ihres Vaters zu erkennen, und bewirkte dadurch, daß der Gelbschnabel die Segel seines Uebermuths plötzlich einzog. — Warum zanken wir uns? sprach er in einem höflichern Tone: Das sind diese paar Kiele doch wahrlich nicht werth! Ich gebe Ihnen zu, Herr Prokurator, daß die Schreibfedern im Ganzen den stärksten Anspruch auf Werthschätzung haben; aber diese, denen ich hier das Garaus spielte, hatten völlig ausgedient, und waren ganz unbrauchbar

geworden. Die eine hatte Zähne, die andre einen Bart ....

„Der gewissen Leuten noch abgeht!“ — fiel der Prokurator hämisch ein: „Man würde sich sonst gegen Männer, die schon fast ein halbes Säculum Haare auf den Zähnen haben, und denen man die Schuhriemen aufzulösen nicht werth ist, manierlicher bezeigen.“ —

Es bedurfte jetzt wieder eines ernsten Winks geliebter Augen, um den äußerst beleidigten Milchbart in den Schranken der Mäßigung zu halten. Dieser ausdrucksvolle Wink legte ihm aber die Gefahr, auf immer aus dem Hause verwiesen zu werden, so rührend ans Herz, daß er nicht nur die letztern unversilberten Pillen ruhig verschluckte, sondern sogar wegen seiner Naseweisheit um Verzeihung bat, und sich willig erklärte, dann und wann in dienstfreyen

Stunden das bisherige Geschäft des Abschreibens unentgeldlich fortzusetzen.

Dieses Söhnopfer nahm der Prokurator, der nicht den kleinsten Gewinn zu verschmähen pflegte, huldreich auf, und es ward, mit Festsetzung verschiedener Punkte, Friede geschlossen. Unter andern machte sich der junge Uebermüthler die Bedingung, ihn nicht mehr mit Man oder Er, sondern mit Sie anzureden. Hierzu wollte sich aber der alte Pendant, der seiner Würde dadurch etwas zu vergeben glaubte, nicht sogleich verstehen, und brauchte den Vorwand, daß es ihm unmöglich seyn werde, sich dieser bey ihm eingewurzelten Gewohnheit zu enthalten.

Versuchen Sie es nur! erwiederte Eduard: Ich will's im Anfange nicht so genau nehmen, wenn Sie mich auch bisweilen noch erzen. —

„Nun, unter diesem Vorbehalt,“ sagte der Prokurator, „und besonders aus schuldigem Respekt gegen den hochfürstlichen Rock, den Er — den Sie tragen, will ich mein Möglichstes thun.“ —

Mit dieser Erklärung zufrieden, empfahl sich Eduard, weil er auf den Exercierplatz bestellt war, wo ihn ein Unterofficier in dem A b c des Kriegsdienstes unterweisen sollte.

Achtes Kapitel.

Unser Grenadier brachte es nach einigen Tagen in seiner Schule so weit, daß er die Ehre haben konnte, vor der Thüre seines Vaters Schildwache zu stehen. Hiermit schloß sich seine Rolle als Gemeiner. Er erhielt das Kurzgewehr, und spielte nun selbst mit vieler Aufgeblasenheit den Exercitienmeister. Einige graubärtige Kriegsknechte, die sich aus dem preußischen Dienste in die fürstliche Garde verirrt hatten, konnten sich aber kaum des Lachens enthalten, wenn der hochgebiethende Herr Corporal sie richten, und über Dinge belehren wollte, die sie schon dreyßig Jahre zuvor besser verstanden als er.

Sonnenstein hielt, wie wir sehen, seinem Sohne redlicher Wort, als sich, nach der rauhen Gemüthsstimmung bey der ersten Bekanntschaft, von ihm erwarten ließ. Der junge Mensch war ihm damahls ein stechender Dorn im Auge, und nur die Furcht vor ihm und seiner frechen Zunge erpreßte die glänzenden Versprechen, deren Haltung dem Feldmarschall wenig Ernst war. Doch nach und nach gewann er Eduarden wirklich so lieb, als ein kaltes Wesen seiner Art jemanden außer sich lieben kann. Er wartete nur auf eine schickliche Gelegenheit, ihn zum Officier zu erheben. Indessen zeichnete er ihn, um diesen Schritt vorzubereiten, immer mehr vor seines Gleichen aus, und nannte ihn fast bey jeder Wachparade die Krone des Regiments.

Die Gilde der Schneider, die manchen kleinen Wicht zu einem angesehenen Manne

macht, leistete endlich auch Eduarden diesen Dienst; doch nicht, wie gewöhnlich, mit Schere und Nadel, sondern im Gegentheil dadurch, daß die Gesellen dieser Zunft jene schöpferischen Werkzeuge wegwarfen, ihren Meistern und der Obrigkeit trotzten, sich tumultuarisch zusammenrotteten, und auf diese Art eine für sie vortheilhafte Umwälzung des Schneiderstaates bewerkstelligen wollten. An einem andern Orte würde man diesen matten Aufruhr wenig geachtet haben, weil der Hunger die armen Schächer doch wahrscheinlich bald in ihre Werkstätten zurück getrieben hätte; allein in unserer fürstlichen Residenz war man gewohnt, aus jeder Mücke einen Elephanten zu machen, und behandelte daher auch die armselige Empörung einer Hand voll Schneider sehr wichtig. Es wurden alle Kanonen, die im Zeughause vorhanden waren, auf dem Marktplatze aufgepflanzt, und die Lärm-

trommel rief das ganze Kriegsheer unter die Waffen.

Den Revolutionsmännern verging schon bey diesen Anstalten der Muth, auf den Gassen herum zu toben. Sie zogen allgemach di Hörner ein, verkrochen sich ins Schneckenhaus ihrer Herberge, und verschanzten sich mit Tischen und Bänken, die sie hinter der Thür ihrer Schlupfhöhle aufthürmten. Der Feldmarschall, davon benachrichtiget, hielt Kriegsrath, und es ward einstimmig beschlossen, die feindliche Festung zu umzingeln, mit Sturm zu erobern, und die Besatzung zu Gefangenen zu machen.

Sonnenstein wußte voraus, daß dieser Sieg ein gefahrloses und leichtes Stück Arbeit seyn werde, und faßte deshalb auf der Stelle den väterlichen Entschluß, seinem Sohne diesen Lorber zuzuwenden. So erfolgte die Ordre: „der Corporal Feldheim soll mit fünf und zwanzig Mann gegen die

Schneiderherberge anrücken, die Rebellen zur Ergebung auffordern, und, wenn Güte nichts fruchtet, Gewalt brauchen." —

Dieser hohe Befehl erregte ein allgemeines Staunen unter dem Kriegsvolke und seinen Hauptleuten. Man fand es höchst wunderbar, daß einem Unterofficier, und noch dazu einem der jüngsten, eine so wichtige Unternehmung übertragen, und mehr Mannschaft untergeben ward, als sonst Männer seines Schlages zu befehligen bekommen. Es war allerdings der achte Theil der ganzen Armee! — Dennoch wagte man gegen den Feldmarschall keinen offenbaren, sondern bloß den verlarvten Widerspruch, daß ihm einer der vornehmsten Officiers mit Bescheidenheit zu bedenken gab, ob wohl fünf und zwanzig Mann hinreichend seyn möchten, eine sechsfach stärkere Rotte zu Paaren zu treiben.

„Warum nicht?" entgegnete die Ex-

cellenz: „Der brave Feldheim, den ich mit Bedacht, wegen seines bisher gezeigten Diensteifers, durch dieses Commando ehrenvoll auszeichnen will, gilt allein für zehn Mann; und sollte er ja gegen das Gesindel nichts ausrichten, so schicken wir ihm einen Officier mit einem stärkern Corps zum Succurs." —

Eduard setzte sich also mit seiner Schaar in Marsch, und hörte schon von weiten das Jubel- und Freyheitsgeschrey der Feinde, die der Fuselflasche tüchtig zugesprochen, und neuen Muth und Begeisterung daraus geschöpft hatten. Mit erdfahlen, verzerrten Gesichtern und zottigen Haaren, lagen sie, zehn Mann hoch über einander, in den offenen Fenstern ihrer schwarzen Höhle, und belustigten den gaffenden Pöbel durch Rodomontaden. Als sie aber die Grenadiers mit Doppelschritten anrücken sahen, starb ihnen das wilde Geschrey im Munde; ein

Bramarbas nach dem andern schlich vom Fenster hinweg, und schlug Schnippchen in der Tasche. Nur die Rädelsführer kämpften gegen ihre Zagheit, und suchten ihre Renommistenehre vor den hohen Zuschauern dadurch zu behaupten, daß sie Stand hielten und sichtbar blieben.

Unser Held stellte sein Häuflein auf der Gasse in Schlachtordnung, und griff seine Stimme dabey so gewaltig an, als ob er ein Regiment von dreytausend Mann commandire. Dann forderte er die Tumultuanten durch eine pathetische Rede (die vorher einstudirt, und in dem schwerfälligsten Advokatenstyl abgefaßt war) zur Ergebung auf. Sie weigerten sich aber mit verzagtem Trotz, und er befahl nun seinen Truppen, gegen die Schneiderfestung Sturm zu laufen.

Das war, was die Grenadiers wünschten. Sie machten wenig Federlesens. Mit

drey oder vier kräftigen Kolbenstößen war die Thür gesprengt, die inwendige hölzerne Verschanzung stürzte nieder, die Sturmläufer schritten darüber hinweg, und standen mit angeschlagenem Gewehr vor den zitternden Rebellen, die sich im Hintergrunde ihres Versammlungssaales, wie eine Heerde furchtsamer Schafe, in einen Klumpen zusammendrängten.

„Ergebt euch, oder ich commandire Feuer!“ rief Feldheim, und im Nu fielen mehr als zwanzig arme Sünder in Todesangst auf die Knie, hoben flehend die Hände empor, und stöhnten: „Pardon!“ — Sie ergaben sich sammt und sonders auf Gnade oder Ungnade, und ließen sich gefangen hinweg führen.

Der Feldmarschall stand, von den Officieren der ganzen Armee umringt, auf dem Markte, und weidete lächelnd die Augen an

dem Triumphzuge seines Sohnes. Dieser kam bald darauf, als er die gefangenen Vögel in die Käfiche des Stockhauses abgeliefert hatte, und erstattete seinen Rapport.

„Sie haben sich brav gehalten, lieber Feldheim!“ sprachen Ihro Excellenz, und klopften ihn auf die Backen. Alle Umstehende trauten kaum ihren Ohren; denn der stolze Mann redete gewöhnlich die Unterofficiers mit Ihr an. „Sie haben sich um das Vaterland wohl verdient gemacht,“ fuhr er fort, „und ich werde nicht unterlassen, Sie der Gnade des Fürsten zu einer vorzüglichen Belohnung zu empfehlen.“ —

Am folgenden Tage erhielt der Rebellenbesieger das Lieutenants-Patent, nebst fünfhundert Thalern zur Equipage, und

der Feldmarschall zog ihn, so bald die Officiers-Uniform fertig war, zur Tafel.

Neuntes Kapitel.

Zwischen der bangen Nacht, da Eduard angeworben ward, und dem frohen Ehrentage, da er an der Seite seines geheimen Vaters zur Tafel saß, liegt ein Raum von achtzehn Monaten. Während dieser Zeit ging er in dem Hause des Prokurators täglich aus und ein, und erhielt den alten Murrkopf durch fleißiges Aktenschreiben in der besten Laune gegen sich. Er begehrte, seitdem er Soldat war, und von dem Feldmarschall unter der Hand einen ansehnlichen

Zuschuß erhielt, nicht den geringsten Lohn für die Arbeiten seiner Feder, und Paulinens Vater both ihm auch keinen an, sondern führte es ihm sogar im Gegentheil oft als ein besonderes Glück zu Gemüthe, daß er bey ihm so schöne Gelegenheit habe, sich im Schreiben zu üben. Damit hielt er die freywilligen Frohndienste, die ihm geleistet wurden, für überflüßig bezahlt, und grübelte nicht weiter darüber, ob der junge Mensch vielleicht andere Bewegungsgründe haben möchte, um nichts und wieder nichts für ihn zu arbeiten. Paulinens Korbspende — die sie auch gegen ihre neuern Anwerber so lange fortsetzte, bis sich keiner mehr an sie wagte — hätte jeden andern Vater aufmerksam gemacht und ihn veranlasset, die jungen Leute zu beobachten; aber Sebald war, wie schon gesagt, in allen Fällen, wo es darauf ankam, die Augen der Seele zu brauchen, ein blinder Maulwurf. Desto schärfer sah

er mit seinen leiblichen Augen. Der pfiffigste Falschmünzer hätte ihn nicht mit einem unechten Pfennig hintergehen können. Darum fand man auch auf seinem Zähltische eine Menge Spitzbubengeld, das sich unter ehrliche Münzen gemischt hatte, und von seinen Falkenblicken entdeckt worden war, an den Pranger genagelt.

Pauline liebte ihren Freund mit alter Herzlichkeit und Treue; aber sie konnte es sich nicht verhehlen, daß sein neuer Stand sein Gemüth verändert, und seine Sitten roher gemacht hatte. Er war nicht mehr der liebetrunkene Schwärmer, der sich vormahls, wenn von Aussichten der Zukunft die Rede war, hoch und theuer vermaß, daß er in den Armen seiner Pauline, bey Brod und Wasser, glücklich seyn, und keinen König beneiden wolle. Es bedurfte jetzt lange keines königlichen Ueberflusses, um seine Unzufriedenheit zum Ausbruch zu reit-

zen. Jede armselige Karosse, die er unter dem Fenster vorbey rollen sah, verfolgte er mit Augen der Sehnsucht, und mit dem lauten Wunsche, sie zu besitzen. Er fügte dann noch immer die Betheurung hinzu, daß er nicht eher ruhen werde, bis er sich eine Equipage und Bedienten halten könne. Von der Gefangenkost der genügsamen Liebe wollte er nun vollends gar nichts mehr wissen, sondern sprach von Kellern voll ausländischer Weine, die er sich zulegen, und von geschickten Kunstköchen, die er mit der Zeit von der Erbschaft seines Vaters besolden wollte. Dergleichen windiges Geschwätz, das Pauline täglich zu vernehmen bekam, that ihr weh; denn sie sah, daß sie in seinen Augen nicht mehr die mächtige Fee war, deren Zauberstab wüste Einöden in blühende Paradiese umschaffen konnte. Darüber beklagte sie sich aber nie gegen ihn, weil sie wußte, daß ein Herz, dessen Wär-

me allmählich zu sinken beginnt, durch Vorwürfe nur noch schneller auf den Gefrierpunkt gebracht wird.

Doch über die widrigen Blumen, die Eduard in der Wachstube auflas, und in seine Gespräche verflocht, hatte sie manchen kleinen Streit mit ihm. Es war dem frommen und gesitteten Mädchen unerträglich, ihn fluchen zu hören. Diese Untugend, die er in frühern Jahren nicht an sich hatte, gewöhnte er sich jetzt erst im Umgange mit seiner Kameradschaft an, und prunkte mit den sinnlosesten Flüchen, als ob sie die köstlichsten Perlen der Beredsamkeit wären. Der Ton seines Umgangs war überhaupt nicht mehr so fein und bescheiden, wie vormahls. Er drang Paulinens Ohren manchen gemeinen Scherz auf, der sie zum Erröthen zwang. Kurz, er hatte viel von seinem vorigen Zartgefühle verloren.

Zehntes Kapitel.

Der Feldmarschall ernannte seinen Sohn, so bald er ihm das Portepee zugeschanzt hatte, zu seinem Adjudanten, ließ ihn täglich an seiner Tafel speisen, räumte ihm in seinem Pallaste einige Zimmer ein, und behandelte ihn überhaupt als seinen Schooßjünger. Eduard fing nun an, die glänzende Rolle zu spielen, die sich sein eitler Sinn längst gewünscht hatte. Er genoß, als der erklärte Liebling des Premierministers und Universalchefs in Kriegs- und Friedenssachen, der schmeichelhaftesten Aufnahme in allen vornehmen Häusern der Residenz. Kein Wunder, daß ihn dieß aufblähte, und daß ihm sein tägliches Leben und Weben in

den Gesellschaften des Adels wenig Zeit übrig ließ, das Haus des Prokurators zu besuchen.

Dennoch fand er sich noch bisweilen im Fluge dort ein, und geberdete sich als der abgeschmackteste Geck. Er sauste wie eine wilde Hummel im Zimmer herum, und machte einen heillosen Lärm mit seinen klirrenden Spornen, die er mit einer gewissen Kunstfertigkeit (welche eine fleißige Uebung voraussetzte) so heftig an einander stieß, daß sie einen hellen, melodischen Ton von sich gaben, und ihm auf diese Art zu einem musikalischen Instrumente dienten, womit er den Text seiner faden Witzeleyen begleitete.

Daß er sich als Officier nicht mehr damit abgab, das juristische Kauderwälsch des Prokurators ins Reine zu schreiben, versteht sich von selbst. Dessen ungeachtet nahm ihn Herr Sebaldus — der sonst mit Leuten, die

ihm kein baares Geld einbrachten, wenig Umstände machte — immer sehr wohl auf, und bezeigte seinem vormahligen Diener, den er nun als einen Abglanz der großen Landessonne betrachtete, eine fast sklavische Ehrerbiethung. Der Prokurator war eine der niedrigen Seelen, die vor allen Gewaltigen der Erde wurmartig kriechen, und sich dadurch selbst bey edeldenkenden Großen äußerst verächtlich machen. Vorzüglich hegte er gegen den Minister Sonnenstein einen so komischen Respekt, daß er nie dessen Nahmen aussprach, ohne den Hut oder die Mütze abzunehmen. Diese heuchlerische Ceremonie beobachtete er wenigstens immer in Gegenwart des Adjudanten, dem er die Gefälligkeit zutraute, daß er dieß Opfer der Demuth hohen Orts rühmen und preisen werde. Das geschah aber nie; denn der junge Herr bildete sich auf sein Degenband und seine künftige Adelswürde schon so

viel ein, daß er sich des Umgangs mit einer bürgerlichen Familie halb und halb schämte, und ihn nur incognito fortsetzte. Besonders aber machte er sich gegen seinen stolzen Vater um so weniger damit breit, da er von demselben die Weisung erhalten hatte, dergleichen alte Bekanntschaften völlig abzubrechen.

Dieses Geboth würde ihn, wenn er Paulinen noch redlich geliebt hätte, sehr erschreckt haben; er vernahm es aber mit außerordentlicher Gemüthsruhe, weil er ohne dieß schon entschlossen war, in die Fußstapfen seines hohen Erzeugers zu treten, und dem Bunde der Liebe eben so wenig treu zu bleiben, als jener. Er hatte den feinen Grundsatz: was der arme Schreiber versprochen habe, brauche der reiche Edelmann nicht zu halten. „Mit meinem Vater" — sprach er zu sich selbst — „war es ein anderes Ding. Der handelte unrecht, daß

er

er meine Mutter im Stiche ließ; denn, als er sich mit ihr verlobte, war er schon ein gemachter Mann, der seine Umstände und Verhältnisse genau kannte, und sich, nach dem Tode seines Vaters, frank und frey auf sein Rittergut setzen, und ein Weib nehmen konnte Ich hingegen verplämperte mich mit Paulinen, als ich mir noch selbst ein Fremdling war, und nicht im Traume daran dachte, das zu werden, was ich bin. Wie kann sie also noch jetzt von mir verlangen, daß ich die Verbindlichkeiten des armen Schreibers, der gleichsam todt und begraben ist, erfüllen soll?" —

Man sieht aus diesem Gespräche mit seinem tauben Gewissen, daß er die Chikanenschule des Prokurators nicht ohne Nutzen besucht hatte. Er wäre bey dem allen noch ein halbehrlicher Mann gewesen, wenn er sich gegen Paulinen freymüthig erklärt, und ihr offenherzig entdeckt hätte, daß ihn

die Abhängigkeit von seinem Vater in die Unmöglichkeit versetze, sich mit ihr zu verbinden. Allein so redlich ging er nicht mit ihr um. Er bemühte sich im Gegentheil, ihre Hoffnungen noch länger durch zweydeutige, auf Schrauben gestellte Worte zu unterhalten. Hierzu bewog ihn aber nicht etwa — wie man zu seiner Entschuldigung glauben könnte — schonende Besorgniß, das Mädchen durch eine gerade, bestimmte Erklärung zu erschrecken, sondern bloß die egoistische Furcht, daß er dann von Paulinen auf immer aus ihren Augen verwiesen werden möchte. Er liebte sie noch mit der heißesten sinnlichen Begierde, und wollte sich den süßen Genuß, mit einem schönen Mädchen vertraulich zu tändeln, so lange als möglich erhalten.

Pauline durchblickte sein Herz, und that im Stillen auf ihn Verzicht. Diese Entsagung kostete ihr freylich viel trübe

Stunden und Thränen; denn sie liebte ihn immer noch mehr, als er es verdiente. So bald sie aber die Kämpfe mit ihrem Herzen bestanden, und durch Vernunft gesiegt hatte, dann war er ihr auch mit Einem Mahle, Trotz seiner glänzenden Uniform, die ihm nicht übel stand, ein gleichgültiges Wesen. Sie hörte seine gewöhnliche Unterhaltung von Bällen und Schauspielen mit so kaltem Lächeln an, als ob ihr ein Papagey etwas vorplaudere. Am liebsten wäre sie seiner Besuche ganz überhoben gewesen; ihr sanftes Gemüth konnte sich aber theils zu der gerechten Strenge eines Hausverbothes nicht entschließen, theils durfte sie es auch wegen ihres Vaters nicht wagen, der dem Sausewind mächtig die Brücke trat, und lieber ein Auge eingebüßt, als ihm die geringste Beleidigung zugefügt hätte.

Der Unwürdige blieb daher als Hausfreund geduldet, und verursachte Paulinen

noch den Nachtheil, daß er sie in einen übeln Ruf brachte. Die alten Jungfern, und andre züchtige Matronen der Stadt, hielten an ihren Kaffeetischen ein schweres Fehmgericht über sie, und thaten einstimmig den Ausspruch, daß der Umgang mit einem jungen Officier im höchsten Grade verdächtig sey. Sie ermangelten nicht, dieses Urthel von Haus zu Haus zu publiciren, und so stand die Schuldlose am Schandpfahle der Verläumdung, ohne daß sie es wußte. Die natürliche Folge davon war, daß kein ehrenhafter Mann weiter um sie warb, und daß alle, deren Anträge sie vormahls abgewiesen hatte, schadenfroh darüber triumphirten, daß sie nun, zur Strafe ihres Stolzes, ehelos bleiben werde.

Eilftes Kapitel.

Eduard versuchte oft, seinen Vater zu überreden, daß er ihn als seinen leiblichen Sohn öffentlich anerkennen und legitimiren lassen sollte; allein hierzu war der alte Sünder durchaus nicht zu bewegen. „Es ist mir unbequem,“ sprach er, „daß ich in meinem Alter noch über einen Jugendstreich roth werden soll, und das wäre überall, wo ich Dich als mein Kind zum ersten Mahle vorstellte, unvermeidlich. Ich würde die Frage: warum ich Dich so lange verläugnet, und nicht eher als in Deinem zwey und zwanzigsten Jahre aus dem Staube gehoben habe? auf jedem Gesichte zu lesen

glauben. Diesem stummen Tadel kann ich ja ausweichen, und ihn sogar, ohne daß Du etwas dabey verlierst, in ein Lob verwandeln, wenn ich Dich in den Adelstand erheben lasse, und adoptire. Das wird man mir allgemein als eine großmüthige That anrechnen, und Du selbst gewinnst dadurch an Ruhm und Achtung; denn diese freywillige Vaterschaft ist in der That ein öffentliches Ehrendenkmahl, das ich Dir errichte. Der leibliche Sohn eines Mannes von Stande zu seyn, ist kein wesentliches Verdienst, sondern bloß ein zufälliges Glück, und die Bürgerwelt hat daher nicht Unrecht, sich darüber aufzuhalten, daß hier und da ein unnützer Mensch auf seine hohe Geburt übermüthig pocht und trotzt. — Wenn aber einem armen Jünglinge von niedriger Herkunft die Auszeichnung widerfährt, von einem Großen bemerkt, geliebt und sogar an Kindes Statt angenommen zu werden,

so setzt dieß voraus, daß er durch vortreffliche Eigenschaften seines Geistes und Herzens dieses Vorzugs würdig seyn müsse.“ —

Diese schmeichelhaften Gründe schlossen Eduarden den Mund, und er ließ sich ohne weitern Einwand gefallen, durch einen Umweg über Wien zur Sohnschaft seines Vaters zu gelangen. Der verschriebene Adelsbrief kam aus der Kaiserstadt an, und ward zugleich mit der förmlichen Adoption in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht. Herr von Feldheim, genannt Sonnenstein, war acht Tage lang das Gespräch der ganzen Stadt.

Aber der Prokurator Sebald erlebte die Freude nicht, seinen ehemahligen Brödling als gnädigen Herrn zu begrüßen. Er verfuhr — in seiner Kanzelleysprache zu reden — eines plötzlichen Todes, als er sich eben über die enge Handschrift seines neuen Schreibers (der sich noch viel ungeschickter

als Eduard anstellte) recht tüchtig geärgert hatte.

Sein Nachlaß war, gegen alles Erwarten, sehr unbedeutend. Es lag zwar genug Geld in Kasten und Schränken herum; doch dieß gehörte größten Theils seinen Klienten, und Pauline wurde noch überdieß von Witwen und Waisen, deren Vermögen er durch allerley Listen an sich gezogen und in seinen Nutzen verwendet hatte, mit Prozessen bedroht. Sie besprach sich hierüber mit ihrem Vormunde, der ihr, nach Untersuchung der Sachen, erklärte: die Anforderer möchten freylich wohl Recht haben, würden aber dennoch nichts ausrichten, weil es ihnen an gültigen Beweisen fehlte; daher sollte sie nur die gerichtlichen Angriffe ruhig erwarten. Hierzu ließ sie es aber nicht kommen, sondern bestand darauf, daß alle Ansprüche, deren Rechtmäßigkeit augenscheinlich war, ohne Verzug aus der Erb-

schaft befriediget werden mußten. Als dieß geschehen war, blieb ihr nur ein Rest von einigen hundert Thalern übrig.

Man begriff Anfangs nicht, wie die beträchtlichen Summen, die der Verstorbene Jahr aus Jahr ein erworben hatte, so geschmolzen seyn konnten; doch dieses Räthsel enthüllte sich bey genauer Durchsuchung seiner Papiere. Da fand sich, daß er in der letzten Epoche seines Lebens mit Gewalt hatte reich werden wollen, und darüber, wie die Bibel sagt, in Versuchung und Stricke gefallen war. Er hatte nähmlich nicht nur sein eigenes baares Vermögen, sondern auch Witwen- und Waisen-Gelder, auf unmäßig hohe Wucherzinsen ausgeliehen, und bey diesem Wagestücke gewaltige Schlappen bekommen. Andere verunglückte Speculationen, die nicht minder unrühmlich waren, zu geschweigen

Pauline, die man vorher für eine

reiche Erbin hielt, war nun so arm, daß sie sich durch die Nadel ernähren mußte. Wie glücklich wäre sie gewesen, wenn sie Eduarden nie gekannt, und nicht seinetwegen manchen braven und wohlhabenden Mann, dessen zufriedene Gattin sie jetzt seyn konnte, verworfen hätte!

Ihre Arbeiten fanden theils wenig Absatz, theils wurden sie ihr von geitzigen Kunden um den halben Lohn abgedrungen; daher war ihr Fleiß nicht einmahl wirksam genug, sie in einer zwanglosen Unabhängigkeit zu erhalten. Sie sah sich genöthiget, die Unterstützung einer alten Tante anzunehmen, die ihr zwar freye Wohnung und Kost gab, dagegen aber auch die Freyheit ihrer kleinsten Handlungen beschränkte, und ihr durch böse Launen das Leben sehr sauer machte.

Herr von Feldheim hatte jetzt die dringendste Veranlassung und schönste Gelegen-

heit, sich als ein rechtschaffener Mann zu zeigen. Er mußte, wenn er das seyn wollte, die verbindlichen Verhältnisse, in denen er mit Paulinen stand, seinem Vater entdecken, und nicht eher ablassen, bis er die Erlaubniß, sie vor dem Altar glücklich zu machen, von ihm errungen hatte. Das würde freylich Mühe gekostet haben; es gebrach ihm aber nicht an Mitteln, die Sache durchzusetzen, wenn er sie mit Ernst angreifen wollte. In solchen Fällen darf die Redlichkeit gegen den Eigensinn eine starke Sprache führen, und sogar trotzen und drohen. Diese letztere Waffe stand Eduarden auf mancherley Art zu Geboth. Das Geheimniß seiner Herkunft war ein mächtiger Talisman gegen den Alten, der es nun nicht mehr wagen durfte, vom Tollhause zu sprechen; und überdieß hatte ihm Eduard schon so tief in die Karte seiner eigennützi-

gen Staatsverwaltung gesehen, daß sich der ungetreue Haushalter in Acht nehmen mußte, mit dem Vertrauten seiner geheimen, lichtscheuen Händel in Unfrieden zu gerathen. Man konnte also Tausend gegen Eins wetten, daß Sonnenstein nachgegeben hätte.

Allein Herr von Feldheim, wie er war, handelte nicht als Herr von Feldheim, wie er seyn sollte. Er pries sich vielmehr glücklich, daß er noch dem Unglück entgangen war, sich mit einer armen Frau zu belasten. Im übrigen war ihm Pauline noch reich genug an Schönheit, und er besuchte sie so oft, als es ihre mürrische Tante erlaubte, die sich nicht selten die Freyheit nahm, ihn vor der Thür abweisen zu lassen. Der lustige Patron war ihr von Haus aus zuwider, und machte sich in der Folge durch einen

höhnischen Einfall, den er sich über ihren zärtlich geliebten Kater entwischen ließ, noch stärker bey ihr verhaßt.

Zwölftes Kapitel.

Die Schlangenwindungen eines elenden Wichtes, der nicht den Muth hat, Ja oder Nein zu sagen, sondern nur immer von einem Tage zum andern einer bestimmten Erklärung zu entschlüpfen sucht, sind ein widriger Anblick. Wir wollen daher in der Geschichte des Herrn von Feldheim ein halbes Jahr, das uns keinen andern Erzählungsstoff als solche Winkelzüge darbiethet,

überspringen, und sogleich von dem Hauptstreiche reden, durch den er endlich den Knoten zerhieb.

Er war ungefähr seit sechs Monaten in den Adelstand erhoben, als er das zufällige Glück hatte, dem Erbprinzen, der ein junger rascher Herr von zwanzig Jahren war, einen kleinen Dienst zu erweisen. Der Prinz lernte ihn bey dieser Gelegenheit kennen, besprach sich in der Folge mehrmahls mit ihm, fand an seiner Unterhaltung Geschmack, und beehrte ihn nach und nach mit dem freundschaftlichsten Vertrauen. Doch darf man nicht denken, daß sie sich von Staatssachen unterredeten. Sie schwatzten, wie tausend andere junge Herren, von nichts als Hunden, Pferden und — Mädchen.

Einst gingen sie auf einer Promenade Arm in Arm. Pauline und ihre Tante begegneten ihnen. Feldheim war auf seinen

Begleiter so stolz, daß er sich schämte, sie zu grüßen, weil sie sehr einfach gekleidet waren. Er strotzte mit abgewandtem Gesichte bey ihnen vorbey, und nahm, mit seinem Gefährten sprechend, die Miene der größten Vertraulichkeit an, um sich den beyden Frauenzimmern als Busenfreund des Fürstensohnes zu zeigen.

Der Prinz (der keine weibliche Gestalt seiner Aufmerksamkeit entwischen ließ) heftete die Augen auf Paulinen, die ihm vorher noch nie zu Gesicht gekommen war, und ihm sehr gefiel. Er bemerkte, daß sie im Vorbeygehen die Augen niederschlug und erröthete. „Kennen Sie das Mädchen?" fragte er hastig. Nein, sagte Feldheim, aber das Blut stieg ihm in die Wangen. Der Prinz lobte Paulinens Schönheit, und betheuerte mit einem galanten Fluch, daß er sich auf der Stelle in sie verliebt habe. Nun hielt der eitle Feldheim mit dem Ge-

ständnisse, daß er sie kenne, nicht länger hinter dem Berge, und erboth sich sogar auf die gefälligste Weise zum Gelegenheitsmacher. Der Prinz, der in Liebeshändeln kein Freund von vielen Umschweifen war, gab ihm mit Freuden den Auftrag, eine geheime Zusammenkunft — bey der ihm aber nichts, was er wünschte, abgeschlagen werden dürfte — zu veranstalten. Die Summe, die er zu diesem Vergnügen aussetzte, war in der That fürstlich, und Feldheim zweifelte keinen Augenblick, daß die arme Nähterin diesen lockenden Gewinn annehmen, und er, der Unterhändler, dadurch auf Ein Mahl der alten Verbindlichkeiten, die ihm noch bisweilen wider seinen Willen einfielen, quitt und ledig werden würde.

Aber die tugendhafte Pauline verwarf, wie man sich vorstellen kann, seinen schändlichen und plumpen Antrag, und entrüstete sich darüber so sehr, daß sie ihm ihre

Freund-

Freundschaft aufkündigte, und in seiner Gegenwart die Tante ersuchte, ihm das Haus zu verbiethen. Hierzu ließ sich die alte Dame nicht zwey Mahl auffordern. Sie schalt ihn wie einen Schulknaben aus, und wies ihm die Thür. Er blieb trotzig stehen, und schlug ein Hohngelächter auf. Die Alte war aber so muthig, rasch gegen ihn anzurücken, und mit allen ihren zehn Fingern seiner zierlichen Frisur eine jämmerliche Verwüstung zu drohen. Jetzt zog er sich nach der Thür zurück, und fuhr aus, wie ein böser Geist, mit Schimpfen und Toben.

Dreyzehntes Kapitel.

Leute seines Schlages lassen sich nicht beleidigen, ohne auf Rache zu sinnen; und je mehr sie selbst Unrecht haben, desto giftiger ist ihre Boßheit. Sie hassen und verfolgen niemand grimmiger als den, welchen sie, wegen zugefügter Kränkungen, um Verzeihung bitten sollten.

Indem Herr von Feldheim die Treppe hinab ging, war er schon entschlossen, gegen Paulinen (die ihm überdieß seit einiger Zeit gleichgültig geworden war) irgend einen hämischen Streich auszuführen. Hierzu trieb ihn noch ein anderer Sporn. Der Prinz, der sie seit jenem Spaziergange ei-

nige Mahl wieder von weiten gesehn hatte, war heftig in sie verliebt, und bestand mit Hitze darauf, ihre Bekanntschaft zu machen. Feldheim blickte mit den Augen des Eigennutzes und der Ehrsucht weit in die Ferne, und hielt es für räthlich, dem Thronerben auf jede mögliche Art zu Diensten zu seyn. In Güte war hier nichts auszurichten. Er mußte List und Gewalt brauchen. Ein nächtlicher Ueberfall schien das einzige Mittel, die Wünsche seines erhabenen Freundes zu befriedigen.

Der Ehrenmann kannte jeden Winkel und jede Gewohnheit im Hause der Tante, und wußte sogar, daß Pauline meistens so unvorsichtig war, den Schlüssel ihres Schlafzimmers, das nach dem Hofe hinaus ging, den Tag über im Schlosse stecken zu lassen. Dieß erfuhr er durch das Schelten der Tante, die sich bisweilen in seiner Gegenwart darüber ereiferte. Jetzt war ihm die

Erinnerung dieses kleinen Umstandes so lieb wie Gold. Er fand ihn sehr bequem zu seinem Vorhaben, Paulinen dem Prinzen in die Arme zu liefern. In dieser Absicht schlich er eines Abends ins Haus, traf den Schlüssel im Schlosse, zog ihn leise ab, und machte sich mit seiner Beute wieder im Stillen davon.

Der Schlüssel ward bald vermißt. Die Tante schmälte tapfer; doch weder sie noch Pauline fielen auf den Gedanken, daß er gestohlen seyn könnte. Man hielt ihn für verlegt, und ließ am folgenden Tage einen andern fertigen, ohne mit dem Schlosse selbst eine Aenderung vorzunehmen.

Feldheim — der, mit der Sparsamkeit der Tante bekannt, richtig darauf gerechnet hatte, daß sie diese gewöhnliche Vorsicht unterlassen werde — führte nun in der dritten oder vierten Nacht nach der Entwendung des Schlüssels den Prinzen heimlich

ins Haus. Sie verbargen sich im Hofe, bis alles still ward, und alle Lichter verloschen. Auch in dem Schlafzimmer, dessen Fenster sie vorzüglich beobachteten, erstarb der letzte Schimmer eines Nachtlämpchens. Jetzt krochen sie aus ihrem Lauerwinkel hervor, und schlichen die Treppe hinauf. Feldheim versuchte mit der Behutsamkeit eines ausgelernten Diebes seinen Schlüssel. Er schloß richtig.

„Allons, Prinz!" flüsterte der Kuppler: „Sie können nicht fehlen. Drey Schritte von hier, linker Hand, steht das Bett. Sie wird schreyen; aber nur frisch geküßt, und ihr den Mund so gestopft! Es schläft niemand in der Nähe, und ich stehe Wache vor der Thür." —

Der Prinz schlich auf den Zehen ins Zimmer, tappte mit den Händen herum, fand das Bett, und beugte sich darüber hin, um die Schläferin mit einem Kusse zu wek-

ken. Er traf glücklich den Mund, und fing eben begierig an, ihn zu versiegeln, als ihm plötzlich ein sprühendes Unthier ins Gesicht sprang, ihm die Backen zerkratzte, und eine rauhe, widrige Stimme: „Hülfe! Hülfe!“ schrie. Kurz, Ihro Durchlaucht waren an die Tante gerathen, die sich seit einigen Tagen mit ihrem Kater in die Hinterstube gebettet hatte, weil sie im Vorderhause durch den nächtlichen Gassenlärm im Schlafe gestört worden war.

Der Kuppler kannte ihre Stimme, und eilte, das Gesicht mit dem Mantel verhüllt, ins Zimmer, um seinen Freund vor ihren Nägeln zu retten. Sie sprang indessen aus dem Bette, riß das Fenster auf, und schrie in den Hof hinab: „Diebe! Mörder!“ Feldheim drückte den Prinzen zur Thür hinaus. Dieser Rückzug machte der alten Dame Muth. Sie warf den Fliehenden ihre Pantoffeln und eine gewisse andere häß-

liche Bombe nach, die gewöhnlich in Schlafzimmern bey der Hand ist. Zum Glück zerplatzte sie, weil der Wurf zu kurz war, mit entsetzlichem Krachen an der Treppe, ohne die Ausreißer zu treffen.

Das Zetergeschrey der Tante hatte den Hausknecht geweckt. Er stand mit einer Ofengabel an der Thür, um den Dieben, die er oben im ersten Stock vermuthete, den Rückzug abzuschneiden. Feldheim both ihm lachend einen guten Abend, und drückte ihm ein Stück Geld in die Hand. „Ihr seht wohl," sprach er, „daß wir weder Diebe noch Mörder sind. Die ganze Sache ist ein Spaß." — Der Hausknecht der ihn kannte, glaubte das, und ließ sie entwischen.

Nach diesem Vorfall hielt sich Pauline nicht mehr für sicher in der Stadt. Sie verbarg sich weit davon bey einem Landprediger, mit dem sie verwandt war. Vorher

aber schrieb sie Feldheimen einen Brief, der Hand und Fuß hatte. Sie sagte unter andern darin: „Ihr Vater, den Sie vormahls einen Unmenschen nannten, ist ein Engel gegen Sie. Er verführte ihre Mutter aus Leidenschaft; Sie hingegen brüteten mit kalter Boßheit den Entwurf aus, eine Unglückliche, der Sie Liebe und Treue geschworen hatten, einem fremden Verführer zu verrathen und zu verkaufen. — Auf diesen Gipfel der Niederträchtigkeit, den Sie mit schnellen Riesenschritten erreicht haben, wird Ihnen wohl nicht leicht ein anderer Mensch nachfolgen.“

Vierzehntes Kapitel.

Feldheim lachte mit knirrschenden Zähnen über diesen Brief, und Pauline war dann vergessen. Er blieb, des verunglückten Abenteuers ungeachtet, der Herzensfreund des Prinzen, den ein Jahr nachher der Tod seines Vaters zum regierenden Herrn machte.

Wer war vergnügter als Feldheim! Er konnte nun darauf rechnen, alle seine ehrgeitzigen Wünsche befriedigt zu sehen. Der junge Fürst machte auch schon in der ersten Stunde seiner Regierung einen trefflichen Anfang dazu, indem er seinen Freund

(der nur erst einige Wochen zuvor Stabs-Kapitain geworden war) auf der Stelle zum Oberst-Lieutenant und Präsidenten des Kriegscollegiums ernannte. Wer an den langsamen, regelmäßigen Gang der Beförderungen in großen, wohlgeordneten Staaten gewöhnt ist, wird freylich diesen Luftsprung nicht wahrscheinlich finden; dergleichen jähe Standeserhöhungen sind aber in Ländchen, die man von einem Ende zum andern in einem halben Tage durchreisen kann, nicht eben selten. Da geben oft die Favoriten dem staunenden Volke das Schauspiel einer Rakete: sie steigen plötzlich empor, machen oben ein Weilchen ein glänzendes Geräusch, und fallen schnell wieder herab.

Einen solchen Sturz befürchtete Sonnenstein. Der neue Regent war ihm als Erbprinz nicht gewogen, und überdieß sah der Minister offenbar, daß er sich an seinem eigenen Sohne eine Schlange im Busen

erzogen hatte. Der Kriegspräsident nahm einen barschen Ton gegen ihn an, widersprach ihm bey jeder Gelegenheit, leistete seinen Anordnungen in Geschäftssachen keinen Gehorsam, machte alles nach seinem eigenen Kopfe, und berief sich auf mündliche Befehle des Fürsten. Dieser behandelte vollends den Minister mit drückendem Stolz, und ließ es ihn empfindlich fühlen, daß er seiner los seyn wollte. Sogar die Herren im Vorzimmer (die gewöhnlich, wie die hölzernen Männchen in einem Barometer, jede Veränderung der Hofluft richtig anzeigen) bückten sich minder tief als sonst vor ihm. So folgte eine Kränkung der andern. Dieß ertrug Sonnenstein nicht länger als drey Tage. Dann kam er durch ein freywilliges Entlassungsgesuch seiner Verabschiedung zuvor, die zwischen seinem Sohne und dem Fürsten schon abgekartet war, und des nächsten Tages erfolgen sollte.

Feldheim stellte sich, als ob ihn die Abdankung seines Vaters sehr schmerze. „Heuchle nicht, mein Sohn!“ sprach der Exminister: „Ich sah Dir's seit dem letzten Athemzuge des verstorbenen Fürsten an den Augen an, daß ich Dir im Wege stand. Wohlan, ich mache Dir Platz! Sey kein schlimmerer Minister als ich's war, und handle wenigstens gegen jedermann so ehrlich, wie ich in den letztern Jahren gegen Dich gehandelt habe! Vielleicht glückt es Dir besser als mir, ein dankbares Gemüth zu finden.“ —

Nach dieser Herzensentladung verließ Sonnenstein sogleich die Residenzstadt, und begab sich aufs Land.

Funfzehntes Kapitel.

Seine Aemter blieben einige Wochen unbesetzt; dann erhielt sie Feldheim ohne Ausnahme. Der deutsche Schreiber, der durchaus nichts als ein Bißchen Buchstabenmahlerey-verstand, würde als Minister die kläglichste Figur gespielt haben, wenn ihm nicht sein Vorfahr einen geschickten Secretair hinterlassen hätte, der seine rechte Hand gewesen war, und nun auch in öffentlichen Geschäften das Factotum seines Nachfolgers ward.

Sonnenstein trat weder mit Beyfall noch mit Bedauern von der Bühne; aber der neue Staatsacteur begann seine Rolle

so schlimm, daß man bald jenen zurück wünschte, der zwar niemand glücklich, aber auch niemand unglücklich gemacht hatte. Feldheim hingegen brachte gleich in den er⸗sten Tagen seiner Ministerschaft einige wak⸗kere Männer bloß deßhalb vom Brode, weil er einen alten Privatgroll gegen sie hegte.

Andere Geschäftsmänner, die ihm nicht knechtische Ehrerbiethung erwiesen, suchte er dadurch zu demüthigen, daß er ihnen uner⸗trägliche Bürden zweckloser Arbeiten auflud, die des dabey verschwendeten Papiers nicht werth waren. Ueberhaupt begegnete er je⸗dem, der sich in Dienstverhältnissen vor ihm beugen mußte, mit empörendem Uebermuth, und schimpfte besonders die Subalternen in seiner Kanzelley oft ohne Grund wie ein betrunkener Bootsknecht. Wegen eines miß⸗rathenen Federzugs — denn darüber krittelte der gewesene Advokatenschreiber unaufhör⸗

lich — stürzten ihm ganze Heerden von Ochsen und Eseln aus dem Munde.

In seinem Hause herrschte die ausschweifendste Ueppigkeit und Pracht, und er suchte sie durch rastlose Erfindungen neuer Auflagen, wodurch er die Unterthanen ganz aussaugte, immer höher zu treiben. Das ward ihm nicht schwer, da ihn der Fürst, den alle ernste Geschäfte anekelten, nach Willkühr schalten ließ, und ohne Bedenken jedes Papier unterschrieb, das ihm der Minister vorlegte. Dieser konnte also mit der größten Gemächlichkeit rauben und tyrannisiren, und er that beydes. Wer Geld hatte, ward geschröpft, wer ihm verhaßt war, verfolgt und gedrückt. Sein Herz blieb beym Anblick des höchsten Elends so hart und kalt wie ein Amboß. Armuth und Niedrigkeit trat er mit Hohn unter die Füße. Nur Rang

und Reichthum fanden Schutz und Hülfe bey ihm, und Gewalt ging immer vor Recht.

Es ließen sich hundert schändliche Geschichten von ihm erzählen; doch was nützte diese Umständlichkeit? Man hört im täglichen Leben von Menschenplackerey so viel, daß man dieses Kapitel in Büchern gern überschlägt. Wir wollen daher unsern Winkeldespoten so schnell als möglich bey Seite schaffen. Er bewährte durchaus das derbe Sprichwort, das einen geadelten Bauer — und überhaupt jeden mächtig gewordenen Glückspilz — mit einem Schermesser vergleicht; wie er denn auch überhaupt in seiner ganzen Laufbahn vom Unterofficier bis zum Staatsminister und Generalfeldmarschall die alte Erfahrung bestätigte: daß sich dergleichen Emporkömmlinge gewöhnlich in eben demselben Grade verschlimmern, in welchem sich ihre Lage verbessert. — Als er die höchste Stufe erreicht

hatte,

hatte, war er eine vollendete Geißel aller von ihm abhängigen Menschen, denen er nicht wohl wollte.

Sechzehntes Kapitel.

Acht oder zehn Jahre trieb er sein Unwesen ganz straflos. Dann aber bereitete die Göttin der Rache und Vergeltung auch ihm eine Geißel.

Der Fürst unterhielt seit geraumer Zeit eine feurige Italiänerin. Er ward ihrer nach und nach überdrüßig, und wollte sich von ihr trennen. Die Wälsche war aber ein schöner Teufel, der sich nicht sogleich bannen

ließ. Anfangs, als der Fürst mit ihr bekannt ward, betrug sie sich wie eine vestalische Jungfrau. Er both vergebens alle Schätze, die er besaß, für ihre Gunst. Sie ergab sich nicht eher, als bis er ihr schriftlich versprach, sie mit der Zeit zu seiner rechtmäßigen Gemahlin zu erheben.

Diese Uebereilung bereute er nun, und hätte seine Braut gern mit den höchsten Aufopferungen abgefunden; aber sie, eine geborne Gräfin aus einem verarmten Hause, bestand darauf, den Thron mit ihm zu theilen. Nach langwierigen Unterhandlungen ließ sie sich endlich gefallen, eine Stufe niedriger zu stehen, und mit der Hand des Ministers Feldheim zufrieden zu seyn, der sich aus Eigennutz und Eitelkeit seinem gnädigsten Herrn zum Stellvertreter angetragen hatte. Er liebte die Gräfin nicht, und sie verachtete ihn. Doch — sie wurden ein Paar.

Anfangs standen sie mit einander in einem erträglichen Vernehmen, und Feldheim war einfältig genug, seiner ränkvollen Gemahlin alle seine Heimlichkeiten und Veruntreuungen zu entdecken, und sich dabey über die Blindheit des Fürsten sehr lustig zu machen. Die Schlaue sagte wenig dazu, merkte sich aber jedes Wort, um sich dieser unbesonnenen Geständnisse, bey vorfallender Gelegenheit, als Schutz- und Trutzwaffen zu bedienen.

Als das Herz des Fürsten einige Monate brach gelegen hatte, blühte darin die Blume der Liebe gegen die Italiänerin wieder auf, und er erneuerte den zärtlichen Umgang mit ihr. Das war ihm, laut des geschlossenen Ehevertrages, erlaubt. Der Minister durfte darüber nicht muckſen, und er war auch so stumm wie ein Fisch.

Aber seine Gemahlin begnügte sich nicht an dieser Nebenliebschaft, sondern muthete

ihm zu, sein Ehebett, das nur für drey Personen eingerichtet war, noch mit einigen andern Herren zu theilen. Diese Mitgenossen wollte er nicht dulden. Darüber entstand ein häuslicher Krieg, der von Tag zu Tage mit steigender Erbitterung geführt ward. Sie warf ihm mit den schnödesten Worten seine Herkunft vor, und setzte gegen ihn sogar in Gesellschaften alle Achtung so ganz aus den Augen, daß sie ihn oft, indem er dabey war, in ihrer Muttersprache, wovon er kein Wort verstand, einen Dummkopf und Bankart schimpfte.

Einst überraschte er sie in den Armen eines Nebenbuhlers. Darüber gerieth er in Harnisch, verfolgte den fliehenden Liebhaber mit blankem Degen, und versetzte ihr, als sie ihn davon abhalten wollte, einen Schlag ins Gesicht. Ein Dolchstoß, der ihn zum Glück verfehlte, war ihre Antwort. Sie jagte ihn wie eine Furie, mit dem Mord-

stahl in der Hand, aus einem Zimmer ins andre. Er flüchtete, seines Lebens nicht sicher, aus dem Hause.

Jetzt erbrach sie seinen Schreibeschrank, und bemächtigte sich seiner geheimsten Papiere, die ihn als einen treulosen Staatsdiener und Hochverräther ins Licht stellten. Mit diesen Urkunden flog sie nach Hofe, und setzte durch Vorzeigung derselben den Fürsten in Erstaunen und Wuth. Er beschloß auf der Stelle, den Minister in Verhaft nehmen zu lassen.

Das geschah. Er ward auf eine Festung gebracht, und es entstand gegen ihn ein weitläuftiger Kriminalprozeß, der sich mit der Confiscation seines sämmtlichen Vermögens und der Verurtheilung zu zehnjähriger Gefangenschaft endigte.

Als er wieder in Freyheit kam, war er (weil auch die Güter seines, während der Untersuchung verstorbenen Vaters eingezogen

wurden) so bettelarm, daß er sich jetzt in einer der größten Städte Deutschlands vom Lohnschreiben ernähren muß. Dennoch hat ihn sein Stolz nicht verlassen. Er geht noch oft, wie man sagt, in einem mit Gold gestickten und einem Ordenssterne gezierten Kleide, das er aus dem Schiffbruch seiner Hoheit und Herrlichkeit gerettet hat, in Gegenden der Stadt, wo man ihn nicht als Lohnschreiber kennt, spazieren, und dankt außerordentlich gnädig, wenn ihm eine gutwillige Schildwache die Freude macht, das Gewehr vor ihm zu präsentiren.

Pauline hat ihre reiche Tante beerbt, und lebt, als Gattin eines redlichen Landpredigers, in einem glücklichen und zufriedenen Wohlstande.

II.

Herr von Karg und seine Gemahlin.

Ein Gemählde nach dem Leben.

Wie thöricht ist das Beginnen der Alten,
Die jeden Heller an Ketten halten!
Sie stehen am Ziel ihres Wegs durch die Welt,
Und sorgen noch ängstlich für Reisegeld.

Man beschuldiget manchen Romanendichter, daß er die Schilderung seiner Charaktere übertreibe, und man hat oft Recht;

doch auf der andern Seite ist es auch wahr, daß in der wirklichen Welt eine Menge Sonderlinge hausen, die mit den Geschöpfen der Fantasie, denen man Ueberspannung und Unnatürlichkeit vorwirft, in wunderlichen Streichen wetteifern, und sie sogar oft übertreffen.

Zum Beweise dieses Satzes mag hier ein altes adeliges Paar dienen, das durch lange Uebung in der Knauserey zu einem hohen Grade von Meisterschaft gelangt war. Diese seltsamen Menschen in einem Roman aufgestellt, wären zuverlässig von Rezensenten und Lesern für ungeschickte Hirngespinnste gehalten worden; aber sie lebten und handelten, wie es der Aufzeichner folgender Anekdoten (der hier keinesweges als Hirnspinner arbeitet) theils mit eigenen Augen sah, theils von bewährten Zeugen hörte.

Herr von Karg *) und seine Gemahlin besaßen, nach der mäßigsten Schätzung, ein Vermögen von achtzig tausend Thalern, hatten weder Kind noch Kegel, und waren beyde über siebzig Jahre alt. Von ihrer Lebensart in frühern Zeiten hat ihr gegenwärtiger Geschichtsschreiber keine Kunde. Er fand bloß Gelegenheit, sie zu beobachten, als sie in diesem Alter vom Lande nach der Hauptstadt kamen, um einen Prozeß zu betreiben. Sie wollten dadurch ein Rittergut erobern, woran sie nicht den mindesten gerechten Anspruch hatten. Wenigstens war die Sache so verwickelt und weitaussehend, daß es bey ihren hohen Jahren durchaus unmöglich war, das Endurtheil zu erleben. Ueberdieß stritten sie mit ihrem nächsten

*) Dieser Nahme ist die einzige Erdichtung im ganzen Aufsatze.

Erben, dem der Zankapfel — wenn sie ihn auch noch am Rande des Grabes gewonnen hätten — nach ihrem Tode wieder zufallen mußte. Doch dieß alles hielt sie nicht ab, den Rechtsstreit mit rastlosem Eifer zu verfolgen. Sie bestürmten Richter und Anwälte, und schonten dabey nicht ihres geliebten Geldes, das ihnen in allen andern Fällen an die Seele gewachsen war.

Beyde waren durch tägliches Hungerleiden zu Skeletten zusammen gedorrt, und gewöhnlich nicht viel besser als Bettler gekleidet. Dieser armselige Aufzug bewog dann und wann einen Erbschleicher, ihre Garderobe durch einen Beytrag aus der seinigen zu verbessern, und sie nahmen dergleichen milde Spenden mit Freuden an. Bey dem allen fehlte es ihnen nicht an Stolz auf ihre Geburt, und sie brachten ihm manches Opfer. Dahin gehörte, zum Beyspiel, der Aufwand, den ihnen zwey eigene Pfer-

de machten. „Wir brauchen die Mähren nicht;“ sagte die gnädige Frau: „sie sind uns zur Last, und fressen uns fast auf: aber unser Stand erfordert es, sie zu halten.“ —

Hätten sich die armen Gaule einen Herrn wählen können, so würden sie gewiß lieber einem Bauer als solchen Standespersonen gedient haben; denn ihr Futter ward ihnen aus dem Haferkasten, der im herrschaftlichen Wohnzimmer stand, nur zur höchsten Lebensnothdurft zugemessen, und des Nachts kein Hälmchen Stroh untergestreut. Sie mußten den ganzen Winter, der eben damahls ungewöhnlich hart war, in einem kalten, luftigen Stalle auf nackten Bohlen liegen.

Ihnen drohte noch ein anderes Unglück Frau von Karg hörte, daß die Roßhaare im Preise stiegen, und kam schnell auf den Gedanken, ihren Pferden die

Schweife so kurz als möglich stutzen zu lassen, und sie zu versilbern. Die Ausführung dieser Speculation mußte jedoch Schwierigkeiten gefunden haben; denn sie unterblieb.

Der Kargische Hofstaat bestand aus einem Kutscher und einem Bedienten, beyde aber hatten nur Einen gemeinschaftlichen Rock. Dieser Oekonomie kann man einen guten Nebenvortheil nicht absprechen. Manche Herrschaft wird von ihren Bedienten, die bisweilen alle zugleich ihren eigenen Geschäften und Vergnügungen nachgehen, verabsäumt und im Stiche gelassen: diese Vernachlässigung hatte jedoch das Kargische Ehepaar nie zu befürchten. Seine Domestiken mußten es fein bleiben lassen, zu einer und derselben Zeit herum zu schweifen; denn sie konnten den einzigen Rock, den sie hatten, nicht theilen.

In dem Hause, wo unsere Geitzigen

ein möblirtes Zimmer bezogen, versuchte die Dame (die überhaupt viel sparsüchtiger war als ihr Gemahl) allerley listige Vorspiegelungen, um sich freye Kost aus der Wirthsküche, oder wenigstens Speisung um ein Spottgeld, zu verschaffen. „Wir sind alte und reiche Leute,“ sagte sie, „haben keinen nothwendigen Erben, und können unser Vermögen vermachen, wem wir wollen. Wer uns Wohlthaten erzeigt, und uns wartet und pflegt, der soll's haben.“ — Das war jedoch in den Wind geredet. Man ließ sich von der Lockstimme des Vogels, den man an seinen Federn kannte, nicht täuschen. Die arme Dame mußte sich selbst beköstigen. Sie kaufte, wie man denken kann, so wohlfeil als möglich ein, und zählte die Erbsen in den Topf. Ihr theuerstes Leckermahl bestand aus Fischen, die auf dem Markte halb verschenkt wurden, weil sie eines natürlichen Todes gestorben waren.

Der böse Winter machte ihr viel zu schaffen. Sie saß Tage lang, und zerschnitzte mit ihrem Tischmesser ein Scheit Brennholz nach dem andern in kleine Spänchen. Bey dieser Arbeit stellte sie auch ihren Gemahl und ihre Bedienten an. Doch bekam der Ofen von diesen so niedlich zubereiteten Bissen wenig zu genießen. Er ward in der strengsten Kälte nur Ein Mahl des Tages, und überdieß so kärglich geheitzt, daß er bey dem besten Willen, seine Schuldigkeit zu thun, kaum lau werden konnte. Die zärtlichen Gatten zankten sich dann um die wärmste Stelle. Es war Schade, daß ihnen die Art, wie vor Zeiten ein reicher, aber sehr geitziger Arzt in Holland dem Winter trotzte, nicht bekannt war; sie hätten es ihm gewiß nachgethan. Dieser Filz heitzte nie ein, und hatte in seinem Hause kein Splitterchen Brennholz als einen ungeheuer großen Klotz, den er, wenn ihn fror, vom

Boden in den Keller, und aus dem Keller auf den Boden trug. Dieß saure Geschäft trieb der neue Sisyphus so lange, bis er wie ein Braten schwitzte.

Frau von Karg liebte den Schnupftabak über alle Maßen, war aber ihrer Nase eine Stiefmutter, und gab ihretwegen keinen Heller aus. Doch wenn sie irgendwo eine gefüllte Dose fand, sprach sie ihr fleißig zu, und ging oft nach dieser Labung über die Gasse. Glücklicher Weise entdeckte sie in ihrer eigenen Wohnung eine ergiebige Quelle. Sie bemerkte einst, daß ihr Kutscher, der ein starker Schmaucher war, den Grundstaub seines Tabaksbeutels wegwerfen wollte. Geschwind that sie ihm Einhalt, und machte einen Versuch, den Mulm seines Stinkkrautes zu schnupfen. Sie fand die Prise sehr schmackhaft, und befahl sogleich, ihr künftig dieses Kehricht zu überliefern. — So geübt war ihr Auge, an

der verächtlichsten Sache eine Nützlichkeit auszuspähen.

Gegen das neue Jahr wollte sie sich mit einem Kalender versorgen, und fragte nach der wohlfeilsten Gattung. Man schlug ihr den Comtoir-Almanach vor, der aus einem einzelnen Blatte besteht, und nicht mehr als einen baaren Groschen kostet. Doch auch dieser Preis schien ihr zu theuer. Sie ließ daher bey einem Schriftsteller (der ihr Nachbar war, übrigens aber mit ihr in keiner nähern Bekanntschaft stand) durch die dritte Hand anfragen, ob er ihr nicht etwa dieses Werk durch Buchhändler-Connexionen mit einigem Rabatt verschaffen könne. — Lieber Himmel! wenn alle Menschen ums neue Jahr so knickern wollten, was sollte dann aus den zahllosen Almanachen und Taschenbüchern in Deutschland werden!

Frau von Karg fand sich oft in der

Küche ihrer Hauswirthin ein, und guckte mit langem Halse in alle Töpfe. Bisweilen schöpfte sie von dem Fleische, das der Wirthin gehörte, den unnützen Schaum ab, und sagte, sie wollte ihn der Katze geben. Sie ging nun mit dem vollen Löffel aus der Küche, und rief laut: „Mietz! Mietz!“ — Aber indem sich der eingeladene Gast mit behenden Schritten nahte, um das angebothene Frühstück in Empfang zu nehmen, verschlang sie es selbst.

Einst war ihr Gemahl gefährlich krank. Die Bedienten mußten wechselsweise, jeder eine Nacht, bey ihm wachen. Einer von ihnen liebte den Schlaf, und äußerte eines Abends, in Gegenwart seiner gnädigen Frau: er wollte gleich vier Groschen darum geben, wenn er in der folgenden Nacht der Krankenwache überhoben seyn könnte. „Topp!“ rief sie schnell: „Geb' Er die vier Groschen her; ich will an Seiner Stelle wachen.“ —

Der Bediente zog vergnügt seinen magern Beutel; sie nahm das Geld, und ließ ihn zu Bett gehn.

Dieser Handel klingt unglaublich; doch er ist völlig wahr, und gibt nebenbey einen anschaulichen Beweis, daß sie mit ihren Domestiken in einer sehr niedrigen Vertraulichkeit gelebt haben muß, weil sich sonst der Freund des Schlafs seinen freymüthigen Wunsch in ihrem Beyseyn nicht erlaubt hätte. Zu andern Zeiten hingegen nahm sie gegen ihre Leute einen gewaltig hohen Ton an, und führte ihnen fleißig zu Gemüthe, daß sie die Ehre, einer adeligen Herrschaft zu dienen, gebührend schätzen sollten.

Der Bediente war aber dennoch so blind und unerkenntlich gegen dieses Glück, daß er der Ehrenstelle, bey der er nur einen halben Rock besaß, plötzlich entsagte, und sich nach einem andern Posten umsah, wo er nicht mehr nöthig hätte, mit einem Ka-

meraden in einer so unbequemen Gemeinschaft der Kleidung zu stehen. Herr von Karg (der jetzt wieder genesen und im Begriff war, auf sein Gut zurück zu reisen,) entließ ihn ungern; aber noch schwerer ward es ihm, sich von einigen Thalern zu trennen, die der Bediente noch bey ihm zu fordern hatte. „Begleite mich bis vors Thor; da sollst Du sie haben!“ sprach er am Tage der Abreise. Der Bediente mußte sich entschließen, seinem Gelde nachzulaufen. Doch — laufen durfte er eben nicht. Herr von Karg (der seine Rosse selbst lenkte und lenken mußte, weil er den Kutschbock einem annehmlichen Käufer überlassen hatte) fuhr, um das Geschirr und die Räder zu schonen, so langsam, als ob er einem Leichenzuge folgte; sein Gläubiger konnte also ganz gemächlich neben dem Wagen her gehen. Er that es, und erwartete von einem Augenblicke zum andern, daß der Reisende

still halten, und ihn gebührend entlassen werde. Allein die Schneckenfahrt ging beynahe eine Stunde lang ohne Pause fort. Der Fußwanderer ward müde, bat wiederhohlt um Abfertigung, ward aber immer eingeladen, seine Begleitung noch weiter fortzusetzen. Er sah sich endlich genöthiget, sich durch ein Zwangsmittel zu seinem Gelde zu verhelfen, und seinen Schuldner auf freyer Straße zu pfänden. Dieß that er durch Wegnahme der Peitsche, die er dem alten, kraftlosen Manne plötzlich aus der Hand riß. Er lief damit feldein, und forderte den Herrn von Karg von weiten auf, sie durch Entrichtung seiner Schuld einzulösen. Der Gepfändete schimpfte wie ein Rohrsperling aus dem Wagen heraus, und nannte diese Selbsthülfe einen Straßenraub. Da er aber sah, daß er dadurch seine Peitsche nicht wieder bekam, so bequemte er sich zur Zahlung.

Kurz darauf mußte er eine noch größere Schuld — die Schuld der Natur — bezahlen. Seine arme Witwe sah sich im folgenden Winter gezwungen, den Landesherrn um eine Klafter Holz anzuflehen. Mit ihren Vermögensumständen unbekannt, hielt man sie für so arm, als sie sich in ihrer kläglichen Bittschrift geschildert hatte, und es ward beschlossen, ihr das begehrte Gnadengeschenk zu ertheilen. Aber einer ihrer Bedienten, den sie auf irgend eine Art zur Rache gereitzt hatte, machte es ihr auf eine boßhafte Weise zu Wasser.

Er ging aus eigenem Antriebe, so gut als möglich gekleidet, zum Direktor des Holzwesens, und erkundigte sich, im Nahmen der Frau von Karg, nach dem Erfolg ihres Suppliks.

„Wer ist Er?" fragte der Direktor.

Ich bin der Kammerdiener der Frau von Karg, antwortete der Bediente.

„Kammerdiener? — Nicht möglich! — Wie käm' eine arme Witwe zu einem Kammerdiener?" —

Der Schalk lächelte hämisch.

„Worüber lacht Er?"

Daß Ew. Gnaden meine Herrschaft arm nennen. Damit thun Sie ihr doch wahrhaftig sehr Unrecht! Sie hat Rittergüter und Kapitale, und könnte wohl den ganzen Holzhof zehn Mahl auskaufen. —

Der Direktor erstaunte, und gab der Supplikantin, als sie nach einiger Zeit ihr Gesuch persönlich bey ihm in Erinnerung brachte, darüber einen nachdrücklichen Verweis, daß sie, unter der Maske der Armuth, ein Almosen hatte erschleichen wollen.

Doch genug von der edlen Frau von Karg, ob sich gleich solcher charakterischen Anekdoten viel mehr von ihr erzählen ließen. Nur diesen einzigen Zug noch! Sie gerieth einst darüber in Zorn, daß ihr Be-

dienter für jemand im Hause, der schnell Licht brauchte, Feuer anschlug. „Untersteht Euch das nicht wieder!“ sagte sie: „Wie käm' ich denn dazu, meinen Zunder für fremde Leute verbrennen zu lassen?“

Diese Blumenlese mögen einige Schnurren von andern Geitzhälsen beschließen.

Täglicher Abendverdruß.

Wenn's Abend wird, flucht Harpax sich
Ein Stückchen in den Bart.
Es wurmt ihn, daß der Tag entwich,
Der Oehl und Docht ihm spart.

Jost und sein Diener.

„Faulenzer!“ rief der Knicker Jost:
„Trag diesen Brief schnell auf die Post!“ —
„Ach,“ sprach der Diener, „ich bin krank,
Und kann nicht aufstehn von der Bank!“ —
„Hm!“ sagte Jost, „was ist zu thun?
So geh’ ich selbst — mit Deinen Schuh’n.“

Der Universalerbe.

Der alte Greif, der ganz und gar
Vor Geitz verrückt geworden war,
Lag ächzend in den letzten Zügen,
Und sandte plötzlich zum Notar,

Um über seine große Schaar
Gefangner Füchse zu verfügen.
Der Rechtsmann trat geschwind herein,
Und fragte: „Wer soll Erbe seyn?"
Herr Greif erhob sich bleich und hager,
Wie ein Gespenst, auf seinem Lager,
Warf seine hohlen Augen stier
Herum auf seine todten Schätze,
Und sprach: „Mein Herr, ich muß von hier;
Drum sey mein Haus bestellt! Ich setze,
Um Hab und Gut nicht zu zerstreun,
Mich selbst zu meinem Erben ein." —

Das Spiel am Grabe.

Auf ihrem schönen Schlosse lebte
Die reiche Gräfin Geyersklau
So karg wie eine Bettelfrau.
Sie näht' und strickte, spann und webte

Sogar mit hoher Hand ums Lohn,
Und fürchtete des Todes Drohn
(Denn sie war achtzig Jahre schon)
Nur darum, weil die Sorgenbürde,
Was ihr Begräbniß kosten würde,
Ihr fort und fort den ganzen Tag
Wie Felsen auf dem Herzen lag.
Urplötzlich rührte sie der Schlag,
Und stammelnd ward von ihr befohlen,
Den Prediger des Dorfs zu hohlen.
Er kam und setzte sich ans Bett.
„Herr Pastor," sagte sie, „wir machten
Vor Zeiten manches Spiel Picket,
Und, wenn Sie's nicht für Sünd' erachten,
So hab' ich noch in diesem Nu
Am Rand des Grabes Lust dazu." —
Sie spielten, und der Hirt der Seelen
Verlor sein ganzes Taschengeld.
Er wollte traurig sich empfehlen.
„Nein," sprach die Gräfin, „wenn's gefällt,
Ein Spiel noch! Halten Sie sich wacker!

Falls Sie bey jetziger Partie
Den Kürzern ziehn, so schaffen Sie
Mich gratis auf den Gottesacker." —
Der Pfarr verlor, und freudig schrie
Die Gräfin auf: „So wollt' ichs haben!"
Und auf ihr dringendes Geheiß
Versprach er es ihr schwarz auf weiß,
Sie unentgeldlich zu begraben.

III.

Der Hut.

Der Präsident, Herr von Zwinger, war ein feiner Herr von einigen dreyßig Jahren, hatte feine Geräthe und Kleider, und besonders einen sehr feinen Castorhut, den er wie seinen Augapfel in Acht nahm. Er war ein sparsamer, haushältiger Mann, der seine feinen Sachen nach Möglichkeit schonte. Das einzige, was an ihm wohl etwas feiner seyn konnte, waren seine Sitten und Grundsätze. Er war hart, ungestüm und jähzornig gegen Geringere, und ein

ausschweifender Liebhaber des schönen Geschlechts.

Eines Abends durchstrich er bey Mondschein einen einsamen Park. Er hoffte vielleicht, einem freundlichen Mädchen zu begegnen; aber plötzlich schoß hinter seinem Rükken ein männlicher Raubvogel hervor, riß ihm seinen Biberhut vom Kopfe, und verschwand im Gebüsch.

Der Präsident wagte nicht, den Schnapphahn zu verfolgen, weil er in dieser menschenleeren Gegend befürchten mußte, noch mehr geplündert zu werden. Er eilte verdrießlich nach Hause, und schämte sich vor allen Leuten, die ihm begegneten, und sich merklich verwunderten, ihn barköpfig wandeln zu sehen.

Der Buschklepper verkaufte seine Beute an einen Kleiderkrämer, der eine offene Bude hielt.

Hier zeichnete sich der Präsidentenhut,

durch seine Feinheit und zierliche Form, vor dem übrigen groben und ungeschlachten Hutpöbel, der nur gemeine Köpfe bedeckt hatte, vortheilhaft aus, und stach jedermann in die Augen. Es handelten verschiedene Kunden um ihn, bothen aber alle zu wenig. „Nein,“ sagte der Trödler, „wenn ich einen solchen wunderschönen Hut um dieß Spottgeld ablassen könnte, so müßt' er gestohlen seyn.“

Zufälliger Weise kam endlich auch ein großer Liebhaber von Feinheiten, ein gewisser Secretair Honig, (der bey dem Collegio, wo Herr von Zwinger präsidirte, angestellt war) in die Gegend des Kleiderladens. Dieses Männchen verdient, ehe wir von unserm Hute weiter sprechen, ein umständliches Konterfey; denn es gehörte zu der altmodischen zierlichen und manierlichen Stutzergattung, die jetzt allmählich in der Welt auszusterben beginnt.

Herr Honig, ein schlanker, wohlgebilde-

ter und ehrbarer Junggesell von fünf und zwanzig Jahren, ging immer wie auf Eyern, war immer wie aus dem Ey geschält, und zeigte sich auf der Gasse nie anders als in einem rosenrothen oder isabellfarbenen gesteiften Paradekleide, dergleichen man etwa noch, unter der Regierung Ludwigs des Vierzehnten, am französischen Hofe gesehen haben mag. Seine hohe, künstliche Frisur, deren Bau jeden Morgen zwey Stunden Arbeit kostete, glich auf der Scheitel dem stattlichen Kopfbusch eines majestätischen Haushahns, und über den Ohren den ausgespannten Flügeln einer weißen Taube. Er trug Tag für Tag einen kleinen silbernen Degen, einen großen Haarbeutel, und eine lange, bis nah ans Knie reichende Uhrkette, mit einem ferntönenden Glockenspiele goldner Brelocken.

Sein von außen herrlich aufgeputzter Kopf war aber inwendig so hohl wie der

glänzende Knopf eines Kirchthurms, und ward auch von ihm wie ein leeres Gefäß in so fern behandelt, daß er ihn niemahls bedeckte. Er bediente sich zu jeder Jahreszeit bloß eines flachen seidenen Armhütchens. Regen, Schnee und Nordstürme wütheten gegen ihn vergebens. Sie hatten ihm — ungeachtet er sonst in aller Betrachtung ein schwacher Held war — bis jetzt noch nicht den Entschluß abtrotzen können, sich mit einem Kopfhute zu versehen.

Er bemerkte jedoch seit einiger Zeit, daß bey vielen galanten Herren, und unter andern auch bey seinem Präsidenten, der seidene Armhut im täglichen Leben fast ganz verschwand. Nun erst hielt es der Mode-Affe für nothwendig, sich auch einen Filzhut anzuschaffen, und bisweilen zur Abwechselung sein Haupt damit zu belasten.

Indem er mit diesem wichtigen Vorhaben schwanger ging, trug ihn sein Weg von

ungefähr bey der Kleiderbude vorbey, wo der gestohlene Biberhut, als ein vorzügliches Kleinod des Waarenlagers, ganz vorn zur Schau ausgehängt war.

„Ey, sieh doch, das ist ja gerade so ein Hut, wie des Herrn Präsidenten von Zwinger Hochwohlgeboren zu tragen geruhen!“ sprach Herr Honig zu sich selbst; — denn er war ein so schmiegsames und demuthsvolles Raupenseelchen, daß er sogar in Gedanken und Selbstgesprächen seinen Vorgesetzten den gebührenden Respekt erwies. — „Willst doch nach dem Preise fragen,“ fuhr er in seinem Monolog fort, und lenkte sich gegen die Bude.

Aber schnell stand er, wie bestürzt, wieder still, und legte den Finger an die Nase. „Halt, Honigmännchen! wagst Du nicht zu viel? — Darfst Du armer, kleiner Secretair Dich wohl erkühnen, einen Hut zu tragen, der dem Hute Deines Herrn Präsiden-

ten so ähnlich ist, wie ein Wassertropfen dem andern? — Werden das Ihro Gnaden nicht übel aufnehmen, Di· es für eine Vermessenheit auslegen, und vielleicht in der Folge gedenken, wenn Du über kurz oder lang um eine Besoldungszulage in Unterthänigkeit bittest? — Dann könnt' es wohl heißen, wer sich bey dreyhundert Thalern Gehalt einen Castorhut erzeugen kann, bedarf keiner Verbesserung. — In der That ein bedenklicher Umstand! Doch — die Sache hat zwey Seiten. Es muß doch auch dem Herrn Präsidenten schmeicheln, wenn Du Dich nach ihm bildest, und die Gestalt seines Hutes so schön und geschmackvoll findest, daß Du sie nachahmst. — Wahrhaftig ein glücklicher Einfall! Auf solche Art kann Dir dieser Hut sogar zu einer Empfehlung dienen. — Frisch gekauft, er koste, was er wolle!"

Der Handel ward bald richtig, und

Herr Honig nahm sich vor, am nächsten Regentage seinen neuen Hut einzuweihen.

Ein trüber Herbstmorgen that ihm bald darauf den Gefallen, mit schlimmer Witterung zu drohen. Der Hut (der, beyläufig gesagt, von dreyeckiger Gestalt war, denn die runden Hüte gingen damahls noch nicht im Schwange) ward vor dem Spiegel aufgesetzt, und stand vortrefflich. Unser Honigmännchen gefiel sich unter seinem niedlichen Dache, und freute sich, auf der Gasse damit zu prunken. Die Stunde, da er gewöhnlich in seine Kanzelley ging, hatte auch schon geschlagen. Er spudete sich also aus seiner Stube fort.

In dieser Hast machte er einen Eulenspiegelstreich. Er war nähmlich an sein plattes seidenes Hütchen, das ihn seit vielen Jahren auf allen Wegen und Stegen begleitet hatte, so gewöhnt, daß er es, unge-

achtet er schon einen Hut auf dem Kopfe hatte, dennoch ohne Bewußtseyn, wie ein Nachtwandler, beym Fortgehen unter den Arm warf. Er hatte das kleine zierliche Ding, das man eine Hut-Mumie nennen könnte, so oft an sein Herz gedrückt, daß er dessen Daseyn nun gar nicht mehr fühlte. Das ist sehr glaublich, und lange nicht so seltsam, als was Montaigne, um die Macht alter Gewohnheiten zu beweisen, von einer Bauersfrau erzählt. Diese nahm ein Kälbchen in der Stunde seiner Geburt auf den Arm, und liebkosete es wie ein Kind. Mit diesem Hätscheln fuhr sie täglich fort, und trug das liebe Thierchen noch herum, als es schon, von ihr fast nicht bemerkt, zu einem großen Stier heran gewachsen war.

Wenn dieses Geschichtchen eine Legende ist, mag es Herr Montaigne verantworten. Wir halten uns dabey nicht auf, sondern eilen unserm Secretair nach, der schon

mit seinen zwey Hüten durch die Gassen stolziert, und von allen Menschen angestaunt und behohnlächelt wird.

Es war ihm unbegreiflich, was Alt und Jung mit ihm vorhatte. Er musterte mit ängstlichen Augen die ganze Vorderseite seines Körpers, um den anstößigen Makel zu entdecken; er betastete sich hinten, ob ihm vielleicht ein schadenfrohes Gassen-Genie einen Hasenschwanz oder sonst ein Schandzeichen angeheftet hätte: aber überall war alles, wie es seyn sollte, und die Leute fuhren dennoch fort, ihm ins Angesicht zu lachen.

Darüber unruhig, drehte er sich rechts, drehte er sich links, sah bald vorwärts, bald rückwärts, und erblickte jetzt auf Ein Mahl des Herrn Präsidenten von Zwinger Hochwohlgeboren, der nur sechs Schritte hinter ihm, und ebenfalls, wie er, auf dem Wege nach der Kanzelley war.

Jetzt gerieth nun vollends der schon vorher so beängstigte Secretair in ein unterthänigstes Schrecken, und vergaß in seiner doppelten Herzensbeklemmung ganz und gar, daß er seit fünf oder sechs Jahren zum ersten Mahl einen Hut auf dem Kopfe hatte. Er sprang, um seinem hohen Vorgesetzten nicht den Rücken zu zeigen, plötzlich auf die Seite, machte wie ein gemeiner Soldat, wenn ein hoher Officier vorüber geht, Fronte gegen den Präsidenten, bückte sich, als er näher kam, bis fast auf die Erde, manövrirte dazu mit dem Armhute, und behielt den andern auf dem Kopfe.

Herr von Zwinger, der den lächerlichen Ueberfluß von Hüten sogleich bemerkte, warf dem Complimentarius, ohne ihm zu danken, einen finstern Blick zu, der eine Mischung von Zorn und Erstaunen ausdrückte. So ging er kopfschüttelnd vorüber. Honig wollte über diese ungnädige Pantomime fast in die

Erde versinken. Der Bediente hinter dem Präsidenten glotzte ihn noch stärker an, und lachte ihm frech unter die Nase. Doch plötzlich ward das Gesicht des kecken Schlissels sehr ernsthaft. Er trat dem Secretair nahe auf den Leib, betrachtete dessen Castorhut so scharf, wie ein Güterbeschauer ein contrabandes Stück Waare, eilte dann seinem Herrn nach, und sagte ihm, mit einem bedenklichen Rückblick auf den Secretair, etwas ins Ohr.

Das geschah an der Thür der Kanzelley. Der Präsident ging hinein, und erwartete den unrechtmäßigen Inhaber seines Hutes auf der Hausflur.

Welcher bestürzende Anblick für Diesen, als er jetzt ins Kanzelleyhaus trat, und den Präsidenten mit dem grimmigsten Gesichte gegen sich Fronte machen sah! Er suchte das drohende Zorngewitter durch den tiefsten Bückling seines Lebens zu zertheilen;

aber umsonst! Es schlug ein. Der Präsident erhob gegen ihn seine Hand, und warf ihm mit den Worten: „Sie haben Sich wohl meinen Hut auf den Schädel genagelt?“ den Filz vom Kopfe.

Honigs Entsetzen denke sich der geneigte Leser selbst! Man würde sich nur seine Schande daran beschreiben. Es war ihm nicht anders, als ob ihm Hut und Kopf zugleich vor die Füße gelegt würde. Ganz zerknirrscht, ganz zermalmt, ganz vernichtet stand er da, und war keines Lautes fähig.

Der Verräther im Bortenrocke hob den Hut von der Erde auf, und hielt ihn seinem Herrn, zur Anerkennung seines Eigenthums, vor die Augen.

„Er ist's allerdings!“ rief der Präsident. „Zum Teufel! wie kommt der Herr zu meinem Hute?“ —

Der todtenbleiche Secretair wollte ant-

worten, und klappte die Lippen auf und zu, wie ein Fisch, der auf trocknem Lande nach Luft schnappt; er war aber noch nicht im Stande, ein vernehmliches Wort zu sprechen.

„Antworten Sie mir!" fuhr ihn der Präsident hitzig an: „Wie kommt dieser Hut, der mir vor acht Tagen im Park vom Kopfe gestohlen ward, auf den Ihrigen?" —

„Ich — ich — ich —" stammelte Honig, und brach in ein weibisches Geheul aus, das seine angefangene Vertheidigung wieder erstickte.

„Nun, ich will doch nicht hoffen?" — sprach der Präsident hart. „Reden Sie! Ich frage zum letzten Mahl." —

„Ach!" — stotterte Honig mit einem Tone und einer Miene, die einen Stein zum Mitleiden hätte bewegen mögen —

„Ach, gnädiger Herr, ich bin wahrhaftig kein Straßenräuber!“ —

„Das glaub' ich Ihnen;“ sagte Herr von Zwinger mit sanfterer Stimme: „Dafür bürgt mir schon Ihre Furchtsamkeit. — Sie haben den Hut wahrscheinlich gekauft?“ —

Das bejahte Honig mit etwas leichterm Herzen, und bezeichnete die Trödelbude, die Wiege seines Jammers, genau.

„Gut. Ich werde das Hehlernest zerstören. Was gaben Sie für den Hut?“

„Zwey Thaler.“

„Hier haben Sie Ihr Geld wieder. — Aber was in aller Welt machten Sie mit zwey Hüten auf der Gasse? — Ich gestehe, daß mir um Ihren Verstand ein wenig bange war.“ —

Honig antwortete, daß ihm Gewohnheit und Zerstreuung diesen Possen gespielt

hätten, und der Präsident ging lachend die Treppe hinauf.

Der Secretair wollte ihm folgen; allein der Schrecken hatte seine Glieder so gelähmt, daß er es nicht vermochte. Er fühlte sich krank, mußte sich in einer Sänfte nach Hause tragen lassen, und einige Wochen lang das Bett hüthen.

Der Präsident, der im Grunde kein bösartiger Mann war, bereute jetzt seinen Ungestüm, wodurch er den unmännlichen Schwächling beynahe in Todesgefahr gebracht hatte. Er besuchte ihn, und both alles auf, seine Genesung zu befördern. Dabey faßte er den heilsamen Vorsatz, seinen Jähzorn künftig besser im Zügel zu halten, und sich nie wieder von ihm zu einer so wilden und unanständigen Handlung hinreißen zu lassen. Den Hut, der diese Scene veranlasset hatte, wollte er zeitlebens zum Andenken aufbewahren. „Er soll

mir," sprach er zu sich selbst, „ein beständiger Warner vor der Unart des Ausbrausens seyn." —

Vier oder fünf Jahre nachher beschloß unser Secretair, sich in den Stand der Ehe zu begeben. Seine Vermögensumstände und Aussichten machten ihn zu einer annehmlichen Partie. Er hatte unter vielen artigen Mädchen die Wahl, und besann sich lange, um keinen Mißgriff zu thun. Am Ende hob er aus dem Kreise seiner weiblichen Bekannten die empfindsame Henriette, die Tochter eines verarmten Kaufmanns, heraus.

Das war eine recht hübsche Blondine, die bey jeder Gelegenheit mit ihrem zarten

und gefühlvollen Herzen prunkte. Sie fiel fast in Ohnmacht, wenn jemand in ihrer Gegenwart eine Fliege auf seiner Nase erschlug, und bejammerte den unglücklichen Zustand der Krähen, die sie ohne Pelz und Filzschuhe im Schnee waten sah. Bey dem allen hatte sie viel Schuld am Verfall des väterlichen Hauses. Sie stand ihm, als mutterlose Wirthschafterin, so übel vor, daß der Erwerb ihres Vaters nicht zureichte, den unmäßigen Aufwand, den die Vernachlässigungen seiner unsorgsamen Tochter verursachten, zu bestreiten. Halbe Nächte lang liebelte und kosete sie mit dem Monde; aber nach dem Anblick der Sonne trug sie so wenig Verlangen, daß sie oft bis an den Mittag schlief, und indessen eine untreue Köchin auf den Markt gehen, und sich Schwänzel- und Korbpfennige machen ließ.

Außer dem vergeudete das eitle Mädchen große Summen für unnützen Mode-

tand, der immer bald wieder aus Ueberdruß in die Plunderkammer geworfen, und durch neuen ersetzt ward. Kurz, Henriette war in jeder Rücksicht eine schlimme Haushälterin, und überdieß ein sehr leichtsinniges Wesen. Ihre Empfindeley und Schwermütheley, ihre zärtliche Liebschaft mit dem Monde, und andere dergleichen Schwärmereyen, waren nichts als täuschende Schminken, durch die sie zu jener Zeit, da der nun vergessene Siegwart noch hoch am Brete, und Empfindsamkeit das Losungswort der feinen jungen Welt in Deutschland war, zu gefallen strebte.

Sie hatte sich nicht verrechnet; denn sie kam wirklich bloß dadurch unter die Haube, daß der gutherzige Honig in frommer Einfalt glaubte, die Verbindung mit einer so gefühlvollen Seele müsse das verlorne Paradies auf Erden ersetzen.

Die Flitterwochen, in welchen gewöhn-

lich der Himmel voll Geigen hängt, und Henriette noch nicht Gelegenheit hatte, ihre Wirthschaftkunst völlig zu entwickeln, bestätigten ihn in diesem Wahn. Sie war das gefälligste Weibchen, und er der glücklichste Ehemann unter der Sonne, oder vielmehr, da von einem so empfindsamen Paare die Rede ist, unter dem Monde.

Als sie eines Abends ihren Vater besucht hatte, und um die Zeit, da ihr Mann gewöhnlich von der Kanzelley zurück kam, wieder heim ging, redete sie unter Weges ein Herr an, den sie nicht kannte. Er fragte höflich, ob er die Ehre haben könne, sie nach Hause zu begleiten. Sie verbat sich seine Gesellschaft; er drang sich aber mit süßen Schmeicheleyen auf, und verfolgte sie bis in ihre Wohnung, die, wohl zu merken, im untersten Stock auf ebener Erde war.

Ein Knabe, der ihr aufwartete, brachte Licht. Indessen beobachtete der fremde Ge-

leitsmann einen ruhigen Anstand. So bald aber der kleine Lucifer wieder abgetreten war, fing jener ernstlich an, die junge Frau mit Liebkosungen zu bestürmen, und schob in der Geschwindigkeit, um nicht gestört zu werden, den Riegel vor die Thür.

Henriette schalt, sträubte sich, rang mit ihm, und wehrte sich so tapfer, daß dem verliebten Freybeuter kein Kuß zu Theil ward. Während dieses Ehrenkampfes kam Honig vor der Stubenthür an, und rief, als er sie verriegelt fand, seiner Frau zu, ihn einzulassen.

„Gott Lob, da kommt mein Mann!" jubelte Henriette, und öffnete im Fluge die Thür. Der Fremdling sah sich bestürzt nach einem Versteck um, und entschloß sich kurz, zum Fenster hinaus zu springen. Er riß es auf, und war schon mit dem Kopfe im Freyen, als Honig ins Zimmer trat, und einen lächerlichen Versuch machte, seinen

kurzen eingerosteten Galanterie-Degen, auf dessen Klinge ungefähr ein halbes Dutzend Leipziger Lerchen Platz gehabt hätten, aus der Scheide zu ziehen. Immer vergebens daran zuckend und zuckend, trippelte er mit kleinen schnellen Schritten, wie Vater Pantalon in den italiänischen Pantomimenspielen, die Stube entlang, und nach dem letzten Fenster hin, durch welches der Abenteurer die Flucht nahm, und mit einem raschen Sprung entwischte.

Honigmännchen sah ihm durchs offne Fenster nach, und rief triumphirend: „Er hinkt! er hinkt!" — Es war ihm, ungeachtet er so entschlossen zu den Waffen griff, ungemein lieb, daß sich der Feind ohne Kampf zurück gezogen hatte.

„Er wird sich doch nicht etwa einen Fuß versprungen haben!" sagte Henriette mit einem kläglichen Tone.

„Das wär' ihm schon recht!" erwiederte Honig.

„O, nicht so lieblos, mein Trauter! Man muß auch seinen Feinden kein Unglück wünschen."

„Wohl wahr, mein Täubchen! Aber sieh, ich bin verdammt kitzlich an der Stirn, und der Herr Sansfasson hatte doch keine andere Absicht, als mir da Schmerzen zu machen. Ich möchte nur wissen, wer er war." —

Henriette erzählte jetzt mit den kleinsten Umständen, was ihr begegnet war, und beschrieb den zudringlichen Gast mit der Genauigkeit eines Steckbriefs. „Es war ein Mann zwischen vierzig und funfzig Jahren," sagte sie, „der sich durch eine lange Habichtsnase, starke, buschichte Augenbraunen, und eine kahle Platte auf dem Kopfe, sehr auszeichnete." —

„Gott im Himmel!" rief der Secre-

tair und taumelte, als ob er ohnmächtig würde, hinter sich aufs Sopha. Er sprang aber plötzlich wieder auf, weil er sich auf etwas Hartes gesetzt hatte. Es war ein Hut. Er eilte damit ans Licht, besah ihn genau, erblaßte wie eine Leiche, und schlug mit dem Ausruf: „O ich unglücklicher Mann!“ die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Was hast Du? Was fehlt Dir?“ fragte Henriette.

„Ich bin verloren! Dieser Hut — Wie kommt dieser Hut hierher?“

„Das weiß ich nicht. Wahrscheinlich hat ihn der Fremde zurück gelassen.“

„Nun, so gnade mir Gott! Dieser Hut gehört meinem Herrn Präsidenten.“

„Ach, Possen!“

„Ich kenn' ihn genau. Es ist derselbe, den er mir vor fünf Jahren vom Kopfe schlug.“

„Also der Präsident wäre mein Liebhaber gewesen?“

„Kein Anderer. Die ganze Schilderung, die Du entwarfst, paßt Zug für Zug auf ihn.“

„Das ist lustig!“

„Wie? — Lustig? — Ich wollte mein halbes Vermögen darum geben, wenn ich diesen Vorfall ungeschehen machen könnte.“

„Ich begreife nicht, was Dich so ängstet und außer Fassung bringt.“

„Ach, Jettchen! — Hab' ich nicht gegen meinen Vorgesetzten den Degen gezogen?“

„Nur ziehen wollen, mein Guter! Es ging ja nicht.“

„Gleich viel. Es war ein Unternehmen gegen die Subordination.“

„Und die Zudringlichkeit des Präsidenten ein Unternehmen gegen Dein Ehebett.“

„Wär' ich Soldat, ich hätte die Kugel vor den Kopf verdient.“

„Und was denn der Präsident? — Er ist strafbarer als Du!“

„Aber — er ist Präsident!“ —

„Pfuy, nicht so kleinmüthig! Nur in Dienstsachen ist er Dein Vorgesetzter. Hier im Hause bist Du Präsident! — Er fühlte das selbst; sonst hätt' er sich nicht so furchtsam aus dem Staube gemacht.“

„Und ich werde nun ewig im Staube bleiben, werde nie höher steigen.“

„Welche Grillen! Wirf den Hut auf die Gasse, und damit Lied am Ende!“

„Ihm den Hut nachwerfen? Beleidigung auf Beleidigung häufen? — Jettchen! wo denkst Du hin?“

„Aber ich bitte Dich, lieber Honig, was ist denn sonst bey der Sache zu thun?“

„Ich will ihm den Hut, sauber eingepackt, ins Haus schicken.“

„Du scherzest. Das wäre wohl ein erzschwacher Streich, und die tollste Beleidigung, die sich ersinnen ließe.“

„Wie so? Ich schreibe ihm, natürlicher Weise, einen höflichen Brief dazu.“—

Henriette lachte laut auf. Sie sah nun auf Ein Mahl, daß sie sich mit einem erbärmlichen Dümmling vermählt hatte. Doch war ihr diese Entdeckung eben nicht unangenehm.

Honig bog den Präsidentenhut, den er auf dem Sopha etwas schief gedrückt hatte, mit der mühsamsten Sorgfalt wieder in die rechte Form, bürstete ihn rein, und verschloß ihn in seine Commode. Dann machte er Anstalt, an den Herrn von Zwinger zu schreiben. Aber sein ganzer Papiervorrath schien ihm zu diesem wichtigen Briefe nicht fein genug. Er ging aus, kaufte das kostbarste Velinpapier mit goldnem Schnitt, das er auftreiben konnte, und schrieb dann, nach

Voraussendung der gebührenden Titulatur, mit den schönsten Federzügen folgende Epistel:

„Anbey gebe mir die Ehre, Ew. Hochwohlgeboren Dero trefflichen Castorhut, welcher Denenselben in meiner Wohnung abhanden gekommen, wohlbehalten zu übersenden, und wegen meiner übereilten Nachhausekunft unterthänig um Verzeihung zu bitten. Bloß die gänzliche Unwissenheit, daß Ew. Hochwohlgeboren es waren, der mein niedriges Haus mit seiner hohen Gegenwart beehrte, hat mich zu einem Verbrechen verleitet, das ich bis zum letzten Hauche meines Lebens bereuen werde. Mit tiefster Verehrung u. s. w.“

Als der Präsident am folgenden Morgen diesen Brief nebst der Beyfuge erhielt, ließ er sich eben ein Wundpflaster auflegen,

weil Abends vorher die Reise durchs Fenster nicht ganz glücklich ablief. Er stürzte, statt auf die Füße zu kommen, der Länge nach so gewaltig aufs Steinpflaster, daß ihm alle Westenknöpfe absprangen, und er sich die Hände und Schienbeine beschädigte. Da mußte er denn freylich, wie Honig ganz recht gesehen hatte, davon hinken.

Seiner Schmerzen ungeachtet, brach er über den abgeschmackten Brief in ein helles Gelächter aus. Er wußte nun erst, wem er ins Gehäge gegangen war. Honigs Gattin war ihm bis jetzt so unbekannt, als dessen Wohnung, gewesen.

Er ließ ihn auf der Stelle zu sich rufen, und empfing ihn mit der Anrede: „Sie sind ein guter einfältiger Tropf! Hätten Sie doch den verdammten Hut ganz still bey Seite geworfen, oder einem Bettler geschenkt; das war das Klügste, was Sie thun konnten. Ihr Brief ist ein Meister-

stück von . . . . Sie mögen sich selbst denken, was ich aus Höflichkeit verschweige. Doch eine Stelle darin müssen Sie mir noch erklären. Was haben Sie denn für ein Verbrechen gegen mich begangen, das Sie zeitlebens bereuen wollen?"

„Ich" — antwortete Honig zitternd und stammelnd — „ich unterstand mich — weil ich das Unglück hatte, Ew. Gnaden nicht zu kennen, — die Hand an meinen Degen zu legen."

„An Ihr Lerchenspießchen?" sagte der Präsident, und lächelte darauf hinab. „Das sey Ihnen von Grund der Seele vergeben! Uebrigens aber, Herr Secretair, taugen wir nicht mehr zusammen. — Erschrecken Sie nicht! Es ist nicht böse gemeint. Ich muß aber gestehen, daß mir der tägliche Anblick eines Mannes, mit dem ich zwey so tragikomische Auftritte gehabt habe, unerträglich seyn würde. Wir müssen also auf eine

freundliche Trennung denken. — Sagen Sie mir, könnten Sie wohl, wenn ich Ihnen einen bessern und einträglichern Posten verschaffte, zweytausend Thaler Caution stellen?"

„Das kann ich, gnädiger Herr. So viel beträgt noch aufs Haar der Rest meines väterlichen Erbtheils."

„Nun gut, so will ich Ihnen einen Vorschlag thun. Der Graf von Tarnau, der, wie Sie wissen, die große Standesherrschaft Elsenhain und mehrere Güter besitzt, sucht einen Gerichtsverwalter, und hat mich gebeten, ihn mit einem ehrlichen Mann zu versorgen. Er gibt, nebst freyer Wohnung auf seinem prächtigen Schlosse, fünfhundert Thaler bestimmten Jahrgehalt; die Accidenzien und Sporteln belaufen sich vielleicht eben so hoch, und überdem führt sein Justiziar, dem alten Herkommen nach, den Titel als Hofrichter. Er muß aber, weil

er oft viel Geld unter die Hände bekommt, den erwähnten Vorstand machen. — Was halten Sie von dieser Stelle? Haben Sie Lust dazu?" —

„Ich bin ganz in Extase. Wo soll ich Worte finden...."

„Es bedarf nur eines einzigen. Ja oder Nein!

„So sag' ich mit dem dankbarsten Entzücken — Ja."

„Das freut mich. Sie sind eine ehrliche Haut; ich kann Sie meinem Freunde, dem Grafen, mit vollem Vertrauen empfehlen. — Wollen Sie sich aber nicht vielleicht, ehe wir die Sache ganz richtig machen, mit Ihrer Frau über diese Veränderung besprechen?"

„Ich brauche das nicht, mein gnädiger Herr. Die gute, sanfte Seele hat keinen andern Willen als den meinigen."

„Beneidenswerther Mann! Sie haben

eine seltne Perle gefunden! — Wir sind also einig. Gehen Sie nach Hause, und entwerfen Sie eine kurze Bittschrift um Entlassung Ihres bisherigen Dienstes. Ich schreibe indessen an den Grafen, und, wenn Sie sonst wollen, können Sie schon in acht Tagen nach Elsenhain abreisen. — Nun ist mir's doch lieb, daß Sie mir meinen Hut wieder auslieferten. Ich gab ihn schon verloren; aber auf diese Art will ich ihn gewiß nicht weiter aufs Spiel setzen. Er wird mir immer lieber und werther, und dient mir, in der That, als ein kleines Compendium der Moral. Ich habe, seitdem ich ihn auf eine so ungestüme Art von Ihrem Kopfe herab langte, meinen Jähzorn glücklich bezähmt, und will nun auch der Thorheit entsagen, auf meinen gestrigen Wegen zu wandeln. Es ist Zeit, daß ich aufhöre zu schwärmen. Mein Haar wird

grau. — Adieu, Herr Hofrichter! Meinen Empfehl zu Hause!" —

Honig war vor Freude so außer sich, daß er dieß Mahl nicht seinen gewöhnlichen Eyerschritt ging, sondern wie ein Böcklein nach Hause sprang. Er stürzte seiner Frau in die Arme, und verkündigte ihr athemlos, daß sie künftig tausend Thaler jährliche Einnahme haben, und einen Pallast bewohnen würden. Henriette brach in ein Jubelgeschrey aus, und die beyden Glücklichen tanzten und schwärmten fünf Minuten lang im fröhlichsten Taumel.

Als sie ausgeraset hatten, kamen erst die nähern Umstände des neuen Glücks zur Sprache, und Henriette fragte, in welchem

Theile der Stadt ihr künftiger Wohnpallast liege.

„Du suchst ihn in der Stadt?" — erwiederte Honig, und lächelte schalkisch dazu.

„Ey, wo denn sonst?" rief sie ein wenig bestürzt.

„Weit gefehlt, mein Liebchen! Unser Sorgenfrey liegt dreyßig Meilen von hier."

„Dreyßig Meilen? — Du spaßest! — In welcher Residenz?"

„In der Residenz der Natur."

„Ich bitte Dich, verschone mich jetzt mit rednerischen Blumen! Sag' mir mit Einem Worte, wo wir künftig wohnen werden."

„In Elsenhain, auf dem Schlosse des Grafen von Tarnau."

„Doch nicht etwa gar auf einem Dorfe?"

„Vielleicht — wahrscheinlich — Aber

was geht uns das Dorf an? — Wir wohnen in gräflichen Zimmern, und sehen hoch herab ins blühende Reich der schönen Natur."

„Nimmermehr! — Ich lasse mich in dieses Exil, in dieses Sibirien, nicht verweisen."

„Henriette, Deine Sprache setzt mich in Erstaunen! Du bist ja ganz verändert, ganz ausgetauscht! Wie kannst Du's über Dein empfindsames Herz bringen, das liebliche Land, das Paradies gefühlvoller Seelen, zu schelten? Wie kannst Du Dich nur einen Augenblick sträuben, diese düstern, beklemmenden Mauern zu verlassen? — Hier mußt Du Dich kümmerlich wenden und drehen, um Deinen Freund, den Mond, aus den Luken enger Gassen zu begrüßen — dort erblickst Du ihn im ganzen Umfang seiner Pracht, siehst ihn Fluren und Haine versilbern. — Hier lärmen und toben wilde

Straßenbuben und betrunkener Pöbel — dort trillert die Nachtigall, dort zirpet das Heimchen. — Hier stinken Cloaken — dort düften Veilchen und Rosen."

„Und dort" — fiel Henriette ärgerlich ein — „dort stirbt man vor langer Weile, und hier gewähren uns Gesellschaften, Konzert und Schauspiel den angenehmsten Zeitvertreib."

„Zeitvertreib!" — rief Honig: „Wenn ich nur dieses fatale Wort nicht mehr hören sollte! — Ist denn die Zeit ein Feind, den man immer vertreiben muß? — Ich dächte, sie eilte von selbst schnell genug dahin!" —

Das war ein kluges und männliches Wort, wie es der gute Honig nur selten sprach. Die modischen Klagen über lange Weile, wodurch sich viele Herren und Damen, die einen überspannten Dünkel von sich haben, das vornehme Ansehen zu geben

suchen, als ob nichts in der Welt für sie und ihren feinen Geschmack gut genug sey, sind wirklich eine lächerliche Thorheit. „Ich ennüyire mich!“ hört man überall, und oft an Orten und bey Gelegenheiten, wo sich mancher verständige Mann recht wohl unterhält. Warum rennen denn die armen unempfänglichen Leute Tag für Tag dem Vergnügen der Gesellschaften und Schauspiele nach, wenn sie allenthalben von einem gähnenden Dämon verfolgt und geplagt werden? — Warum bleiben sie nicht lieber in ihrer häuslichen Einsamkeit, wo der gebildete und zum Denken und Arbeiten gewöhnte Mensch nie lange Weile hat? —

„Mit Einem Worte, liebes Weibchen,“ — fuhr Honig fort — „wir können hier nicht länger hausen. Der Herr Präsident sagte mir unter die Augen, daß ihm durch die zwey Hutgeschichten, die zwischen ihm und mir vorgefallen sind, mein

Anblick unerträglich geworden sey. — Sieh, das ist der Keil, der uns von dannen treibt!"

„Du hast Dir diesen Keil selbst zugespitzt. Ich warnte Dich vorher. Aber bey dem allen begreif' ich nicht die Nothwendigkeit, Dich dadurch von Amt und Brod treiben zu lassen. Du dienst dem Fürsten, nicht dem Herrn Präsidenten, wie Du immer zu sagen pflegst. — Laß doch das ängstliche Wörtlein Herr unter vier Augen weg! — Was darf er Dir denn thun, der Präsident, wenn Du Nein sprichst? Er kann Dich wegen seiner Privatgrillen nicht zur Abdankung zwingen."

„Das kann er freylich nicht; aber mich anfeinden, verfolgen, unterdrücken, und mir alle Wege zu einer höhern Beförderung versperren — das kann er, das wird er. Kurz, ich gab ihm mein Wort, Hofrichter in Elsenhain zu werden, und ich muß es halten.

Ich wollte lieber in den Tod gehen, als es wieder zurück nehmen. Er würde mich so gräßlich anschnauben, daß mich auf der Stelle der Schlag rührte."

„Du fürchtest Dich aber auch vor ihm, als ob er der allmächtige Gott wäre!" rief Henriette mit einem verächtlichen Blick, und eilte ohne Abschied fort zu ihrem Vater, um Diesem ihr Leid zu klagen.

Hier fand sie aber keine Hülfe. Er schalt sie eine Thörin, daß sie eine so ansehnliche Verbesserung ihrer Umstände als ein Unglück betrachte. Doch gab er ihr auch den Trost, daß sie in Elsenhain keine lange Weile haben werde. „Der Graf Tarnau," sprach er, „lebt wie ein Fürst. Er gibt täglich den benachbarten Edelleuten und Officieren, die Ein Mahl für immer eingeladen sind, offene Tafel, unterhält eine eigene musikalische Capelle, hat sogar ein Theater, und nimmt von Zeit zu Zeit herum-

ziehende Schauspielertruppen in Sold. Bisweilen spielt er auch selbst mit seinen Freunden darauf. Uebrigens ist er ein großherziger Mann ohne Stolz, und geht mit seinen Beamten und Officianten, die sich anständig zu betragen wissen, wie mit seines Gleichen um. Wenigstens ist mir bekannt, daß er seinen vorigen Hofrichter und dessen Frau zu allen Gesellschaften gezogen hat."

Henriette ward, als der Papa so tröstlich sprach, wieder wohlgemuth. Das lachende Bild der gräflichen Haushaltung gefiel ihr ungemein. Besonders zog das Theater, wie ein Magnet, sie an. Sie traute sich selbst einiges Talent für die Schauspielkunst zu, und wünschte schon längst, eine Privatbühne zu betreten; ihr Vater setzte sich aber, so lange sie noch unter seiner Gewalt stand, mit unerbittlichem Ernst dagegen. Nun hoffte sie, daß ihr Thaliens Lorberkranz in Elsenhain aufgehoben sey. Auch

die Gastfreyheit des Grafen eröffnete ihr erfreuliche Aussichten. Sie machte schon Jagd auf die empfindsamen Herzen seiner Tafelfreunde, und versprach sich eine Legion Anbeter. In der Stadt, wo es einen großen Zusammenfluß von jungen Schönen gab, war sie bisher noch nicht so bemerkt worden, als sie zu verdienen glaubte; auf dem Lande hingegen durfte sie auf einen reichlichern Herzensfang rechnen, weil dort der Mangel an Atzung die verliebten Vögel kirrer zu machen pflegt.

Von diesen angenehmen Vorstellungen erfüllt, kam sie mit dem heitersten Gesichte nach Hause, und erfreute ihren bekümmerten Mann durch die Erklärung, daß sie nun entschlossen sey, mit ihm die Stadt zu verlassen. Acht Tage darauf reiseten sie nach Elsenhain ab.

„Ich achte mich“ — sagte der Graf bey ihrer Ankunft — „meinem Freunde, dem Präsidenten, doppelt verbunden, daß er mich nicht nur mit einem wackern Geschäftsmann, sondern auch mit einer angenehmen Gesellschafterin, versorgt hat.“ — Wie lieblich klang dieses Kompliment Henrietten! Etwas so Schönes hatte ihr noch kein Graf gesagt. Die Stadt war nun im Augenblicke vergessen.

Der Graf, ein alter Hagestolz, war eben kein Freund des weiblichen Geschlechts; aber die gewandte Schmeichlerin wußte sich seinen Launen und Eigenheiten so anzuschmiegen, daß er sie bald wie seine Tochter liebte. Sie machte die Wirthin an seiner Tafel, und war in einsamen Stunden seine Vorleserin.

Elsenhain ward durch sie so belebt, als es noch nie gewesen war. Des Grafen Küche und Keller, die beyde weit umher

im besten Ruf standen, lockten zwar auch sonst fast täglich Gäste herbey; doch fanden sich bisweilen, wenn die Witterung nicht günstig war, nur wenige ein, und dann und wann ließ man ihn sogar allein speisen. Aber seitdem Henriette vorlegte, verfehlten wenigstens die jungen Kavallerieofficiers aus den benachbarten Garnisonen nicht, sich Mittags einzustellen, wenn es auch Steine geregnet hätte. Doch damahls unterstanden sich's die Gassenjungen im Monde noch nicht, uns Erdenbürger — der Himmel mag wissen warum — so ungezogen zu bombardiren, wie sie es, nach Zeitungsberichten, ungefähr erst seit Jahresfrist anfangen. Die Herren Kornetts setzten sich also zuweilen, der schönen Henriette zu Gefallen, bloß einem gewöhnlichen Wolkenbade aus, und sonnten sich bald wieder trocken am Strahl ihrer Augen. Dabey blieb es aber auch, und mußte dabey bleiben; denn der Graf

ließ in seinem Hause keine Liebschaft aufkommen, und erklärte sich bisweilen, wiewohl unter der Hülle des Scherzes, so nachdrücklich dagegen, daß jedem, der sich an seiner Tafel wohl befand und sein Couvert nicht verlieren wollte, die Lust verging, einen zärtlichen Roman unter seinen Augen anzuzetteln.

Das Schauspielhaus in Elsenhain stand, als Henriette dort ankam, schon einige Jahre wüst und leer. Der Graf war der wandernden Truppen, die ihm durch ihr stümperhaftes Spiel nur Ekel und lange Weile verursachten, überdrüßig geworden. Auch die Vorstellungen der Kunstliebhaber hatten seit langer Zeit aufgehört, weil es an Actricen gebrach. Einige junge Officiers schlugen sich zwar ins Mittel, und übernahmen die Frauenzimmer-Rollen; allein diese Amazonen ernteten mit ihren Kürassierstiefel-Schritten und Commandir-Stimmen

wenig Beyfall ein, und wollten sich, nach zwey oder drey unglücklich abgelaufenen Versuchen, nicht weiter auslachen lassen.

Henriette weckte die schlafende Kunst, und ruhte nicht eher, bis die Bühne wieder eröffnet wurde. Sie selbst fiel als Meisterin vom Himmel, und trat sogleich, ohne sich mit Anfänger-Rollen abzugeben, als erste Liebhaberin im Lust- und Trauerspiel auf. Ein Fräulein aus der Nachbarschaft, das während der theatralischen Pause herangewachsen war, spielte die zweyten Rollen, und ihre Gouvernante, eine alte französische Mamsell, war in gebrochenem Deutsch bald eine gute, bald eine böse Mutter. Der Graf selbst polterte und moralisirte als Komödienvater, und an Liebhabern fehlte es so wenig, daß gemeiniglich noch ein starkes Reservecorps, das auf der Bühne nicht gebraucht wurde, hinter den Coulissen stand, und sich oft, um nicht ganz müßig zu seyn,

sehr dringend erboth, die Damen — mit Ausschluß der sechzigjährigen Deutschfranzösin — im Ankleidungszimmer zu bedienen.

Auch der Herr Hofrichter versuchte sich einige Mahl in Chevalier-Rollen, führte sie aber so steif und geschmacklos aus, daß ihm der Graf den freundschaftlichen Rath gab, dem Theater entweder ganz zu entsagen, oder nur Schulmeister und andere Pedanten zu spielen. Das schien ihm eine höchst unbillige Würdigung seiner Fähigkeiten; denn er glaubte, seinen Stutzer mit der Leichtigkeit eines Schmetterlings dargestellt zu haben. Daher entzog er sich in der Folge der Bühne, und schützte immer, wenn man ihm eine Schulmeisterperrücke aufschwatzen wollte, dringende Amtsgeschäfte vor.

Es verdroß ihn besonders, daß ihm niemand angelegentlicher als seine Hausehre zumuthete, sich durch ein solches Raupennest

zu verunstalten. „Ey!" rief er einsmahls voll Aerger aus, „ich glaube, Du pflanzest mir am Ende noch etwas Schlimmeres auf den Kopf! Dein Herz ist seit dem Tage, da mir der Präsident das erste Wort von Elsenhain sagte, durchaus umgeschaffen und wie mit einer Eisrinde überzogen. Vor unserer Heirath war bloß der Mond mein unschuldiger Nebenbuhler; doch jetzt hab' ich leider andere von einer gefährlichern Art, und er und ich sind Dir gleichgültig geworden. Er mag jetzt noch so hold und lieblich vom Himmel lächeln, Du siehst ihn nicht an, sondern treibst lieber in einem Kreise dampfender Oehllampen Deine Gaukeleyen; und ich gelte Dir so wenig, daß Du mich bloß zum Narren in Possenspielen brauchen willst. Dergleichen Zumuthungen muß ich mir zwar von meinen Herrn, dem Grafen, gefallen lassen; aber aus Deinem Munde

beleidigen sie mich, und ich verbitte sie mir.“ —

Henriette lachte, schalt ihn einen Grillenfänger, und blieb wie sie war. Er und der liebe Mond kamen bey ihr nicht wieder zu Ehren.

Die Schauspiele in Elsenhain waren ungefähr ein Jahr lang im Gange, als sich eine Schaar theatralischer Zugvögel, deren Führer sich Hasenzwirn nannte, in dem nahen Städtlein Klatschfeld niederließ, und mit allgemeinem Jubel aufgenommen wurde. Nur das alte Rathhaus, wo Herr Hasenzwirn seine Gaukelbude aufschlug, seufzte jämmerlich; denn es stand in Gefahr, von der Menge der Zuschauer vollends zu

Boden gedrückt zu werden. Aber da war keine Schonung. Selbst der wohlbeleibte Herr Bürgermeister und seine nicht minder runde Gemahlin, die beyde allein mehr wogen, als alle Schneider und Leinweber des Städtleins in Summa, wälzten sich einen Abend wie den andern, mit ihren Freybillets in der Hand, die stöhnenden Treppen hinauf, und ließen sich sogar, um ihr körperliches Gewicht während der Vorstellung noch schwerer zu machen, große Bierflaschen und kalte Küche nachtragen.

An diesem Sturm und Drang war hauptsächlich der Stadtschreiber Schuld, der bey seinen Mitbürgern als ein gelehrtes Orakel galt, und gleich nach der ersten Vorstellung den entscheidenden Ausspruch that: es gebe auf dem ganzen Erdboden keine so vollendeten Künstler als Hasenzwirn und seine Gesellen. Das bethete die ganze Stadt ihm gläubig nach, und ward nun

nicht müde, die armseligen Possenreißer zu sehen und zu bewundern; denn was der Herr Stadtschreiber sagte, das war in Klatschfeld so gut wie eine Stimme vom Himmel. Seine Weisheit hielt man für unfehlbar, und seine Unparteylichkeit war bewährt. Er genoß zwar ebenfalls eines Freybillets, und dieses Accidenz soll, der Sage nach, auf manche Theaterkritiken einen günstigen Einfluß haben; er war überdieß in die junge und schöne Madam Hasenzwirn verliebt, und sein Freybillet erstreckte sich sogar bey ihr auf Amors Privattheater: doch alle diese verdächtigen Umstände hatten auf den unbestechlichen Geschmacksrichter nicht die geringste Einwirkung, sondern er lebte des festen Glaubens, daß der Hasenzwirnsche Gesellschaftsknäuel unter allen andern Knäueln seiner Art der feinste sey.

Nun fügte sich's, daß der Aristarch von Klatschfeld um dieselbe Zeit, als sein thea-

tralischer Enthusiasmus am stärksten glühte, bey dem Grafen Tarnau ein Geschäft hatte, und nachher von ihm zur Tafel eingeladen ward. Hier ging sein Mund bald von dem über, dessen das Herz voll war. Er unterhielt die Gesellschaft von dem Komödienwesen seines Wohnortes, und stieß mit aller Macht in die Ruhmtrompete.

Henriette horchte hoch auf, und schmeichelte dem Grafen auf der Stelle den Entschluß ab, die gerühmten Künstler auf einige Zeit nach Elsenhain zu berufen.

Der Gast aus Klatschfeld erblaßte, da ihn der Verlust seiner Freypässe ins Theater und zum traulichen Kämmerlein der schönen Frau Direktorin so plötzlich bedrohte. Er wollte jetzt den Karren, den er durch unbeschränktes Lob jener Schauspieler in den Sumpf geschoben hatte, mit der Hebewinde des Tadels, den er über einen Theil der Truppe aussprach, wieder heraus arbeiten;

allein es gelang ihm nicht. Henriette hielt ihm durch die nagelneue Bemerkung, daß in der Welt nichts vollkommen sey, das Gegengewicht, und der Graf gab noch in seinem Beyseyn dem Hofrichter (der zugleich sein Secretair war) den Auftrag, mit dem Direktor Hasenzwirn in schriftliche Unterhandlungen zu treten.

Honig säumte damit nicht, weil ihm das bisherige Dilettantenspiel ein Dorn im Auge war. Sein Einladungsschreiben ging gleich nach der Tafel durch einen reitenden Bothen ab, und kam noch eher nach Klatschfeld, als der betrübte Stadtschreiber, von einem matten Rößlein getragen, dort anlangte.

Hasenzwirn bedachte sich keinen Augenblick, den erhaltenen Ruf anzunehmen. Er konnte ohnehin in Klatschfeld nicht länger bestehen; denn der ganze hochedle Rath und fast alle Honoratioren sahen seinen

Spielen als Freysassen zu, und die steuerbaren Theaterfreunde hatten sich bald ausgebeutelt. Daher waren am Ende immer nur die vordern Freyherren-Stühle tüchtig besetzt, aber die hintern Zahlbänke standen leer. Hiermit war freylich das alte Rathhaus sehr wohl zufrieden, doch der Schauspiel-Direktor nicht. Er rüstete sich also (ungeachtet sich der Stadtschreiber die größte Mühe gab, ihn zu einem längern Aufenthalt zu bereden) so bald als möglich zur Abreise.

Die Gesellschaft kam in einer Kutsche und zwey offenen Rollwagen in Elsenhain an. Neben jener, die das Direktorium enthielt, ritt der leidtragende Stadtschreiber, um der Madam Hasenzwirn durch seine Geleitschaft die letzte Ehre zu erweisen. Sein Fleischergaul legte sogar Betrübniß an den Tag, und senkte den Kopf wie ein

Trauerpferd, das schwarz behangen hinter einer vornehmen Leiche geführt wird.

Als der seufzende Ritter am Schloßthore mit Thränen Abschied genommen hatte, warf er plötzlich seinen Klepper herum, und prickelte ihn mit beyden Spornen, um in gestrecktem Galopp, wie es einem verzweiflungsvollen Liebhaber eignet und gebührt, hinweg zu jagen. Aber der alte Schimmel ließ sich lange vergebens bearbeiten, und als er sich endlich zu einigen steifen Bockssprüngen entschloß, fiel er über seine eigenen Beine, und stürzte sammt seinem Reiter in den Koth. Madam Hasenzwirn war so ungezogen, über diesen Unfall laut aufzulachen, und sich schnell zu entfernen, ehe sie noch wußte, ob ihr Freund den Hals oder nur die Beine gebrochen hatte. Er blieb zum Glück unbeschädiget, und ritt sacht nach Hause, that aber, weil er das herzlose Gelächter gehört hatte, einen heiligen

Schwur, in seinem Leben keiner Theatergöttin wieder zu huldigen.

Der Matador der Gesellschaft, der die Liebhaber- und Heldenrollen spielte, nahm durch seinen vortrefflichen Wuchs und seine blühende Gesichtsbildung sehr für sich ein; er war aber ein unsittlicher Abenteurer, der sich schon, ungeachtet er kaum fünf und zwanzig Jahre alt seyn mochte, in vielen Fächern versucht hatte. Der Himmel mag seinen eigentlichen Geschlechtsnahmen wissen; er nannte sich jetzt Amarant. Sein Lebenslauf — wie er ihn ohne Scheu selbst erzählte — war in nuce folgender: Er ward als Student, wegen unaufhörlicher Raufereyen, von der Universität verwiesen, ließ

sich als gemeiner Husar anwerben, desertirte mit Sattel und Zeug, warf sich in einem fernen Lande zum Schriftsteller auf, schrieb elende Flugblättchen und noch elendere Rezensionen, erwarb sich aber mit diesen Sudeleyen, wie billig, kaum trocknes Brod, und sank plötzlich wieder zum Aufwärter in einem Kaffeehause herab. Hier bediente er die Frau Wirthin — ein junges artiges Weibchen — fleißiger als die Gäste, und ward deshalb von seinem Herrn, der in diesem Fache keinen Gehülfen brauchte, bey Nacht und Nebel aus dem Hause kallascht. Ein Schauspieler bey einem Hoftheater nahm ihn als Bedienten an, verhalf ihm aber bald, um sich des liederlichen Burschen wieder zu entledigen, zum Aemtchen eines Rollenschreibers und Lampenputzers. So sah er täglich Schauspiele, schwang sich zum Statisten auf, und setzte zuweilen als Bedienter sogar einen Stuhl, oder übergab

einen Brief. Doch mit diesen stummen Geschäften begnügte er sich nicht lange. Er bekam Lust, auf den hohen Bretern zu sprechen, und schlug sich zu einer kleinen Truppe, wo er schnell aus dem Bedientenstande zu den höchsten Würden empor stieg, und mit dem Purpurmantel der Könige und Kaiser bekleidet ward. Als Haupt- und Staats-Acteur zog er nun einige Jahre lang mit verschiedenen Komödianten-Karavanen von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, mitunter auch nur von Dorf zu Dorf, und begab sich zuletzt unter Hasenzwirns Fahne.

An allen Oertchen, wo er auftrat, staunten ihn die ehrlichen Einwohner, denen vielleicht weder Garrick noch Iffland genug gethan hätten, als einen Phönix der Schauspielkunst an; denn er zersägte, wie Shakespear sagt, mit seinen Armen die Luft, und ließ seine Stimme so fürchterlich donnern,

als ob er Mauern damit umstürzen, und Todte erwecken wollte. Das machte allgemein einen unbeschreiblichen Eindruck. Mancher verständige Mann, der hinter seinem Ofen ein wenig hervor gekommen war, und bessere Künstler gesehn hatte, schüttelte zwar über das ungeberdige Wesen des Theaterkönigs den Kopf; er lief aber mit seiner Kritik übel an, fand den heftigsten Widerspruch, und ward für einen geschmacklosen Sonderling gehalten. Vorzüglich nahmen die Frauenzimmer den Wundermann — dessen Gestalt freylich ohne allen Tadel war — in ihren Schutz, und er brachte es an jedem tragischen Polterabend dahin, daß sich manches Mädchen sehnte, seine Braut zu seyn.

Hasenzwirn eröffnete die Bühne in Elsenhain mit einem Trauerspiele, worin Amarant ein weites Feld hatte, wie ein Rasender zu wüthen. Er ließ es daran

nicht ermangeln, und allen Zuschauern stockte der Athem vor Bewunderung und Schrecken. Selbst der Graf hielt dieses Rauschgold für echtes, edles Metall, und beehrte den Windbeutel (der sammt seinen Konsorten im Schlosse wohnte, und sich in Gesellschaften recht artig zu benehmen verstand) mit öftern Einladungen zu seiner Tafel.

Hier machte die Frau Hofrichterin, die mehr als sonst jemand von ihm bezaubert war, nähere Bekanntschaft mit ihm, und es entspann sich zwischen den beyden Leuten ein freundschaftliches Verhältniß, bey dem unter der Decke der Kunstliebhaberey niemand anders als Amor spielte. Henriette war drey Mahl schöner als die Kaffeewirthin, um welcher willen Amarant einsmahls eine Tracht Schläge bekam; sie gefiel ihm also auch drey Mahl besser, und er trug um so weniger Bedenken, sein Glück bey ihr zu versuchen, da

er's dem sanftmüthigen Hofrichter an den Augen ansah, daß er auch im schlimmsten Falle kein solcher Schlagebold seyn würde, wie der brutale Kaffeeschenk.

Honig saß den größten Theil des Tages, von Akten umschanzt, in der Gerichtsstube, und wußte kein Wort davon, daß seine Frau indessen in ihrem Zimmer geheime Besuche von dem lockern Burschen annahm. Diese Zusammenkünfte waren Anfangs unschuldig, und beschränkten sich bloß auf Declamations-Uebungen. Nur allmählich wagte der schlaue Verführer zwischen den Scenen, die er aus Schauspielen vortrug, ein Intermezzo verliebter Tändeleyen, die von Henrietten nicht so ernstlich zurück gewiesen wurden, als nach den Gesetzen der ehelichen Keuschheit hätte geschehen sollen. Er ging nun rasch weiter, und setzte sich nicht bloß einen flüchtigen Liebesgenuß, sondern hauptsächlich die Erbeutung einer Geld-

summe zum Ziel, die sich in der Verwahrung des Hofrichters befand, und dem Grafen gehörte.

Henriette verrieth, zufälliger Weise, das Daseyn dieses Schatzes, der ungefähr sechstausend Thaler in Golde betrug. Bey dieser Nachricht ergriff ihren Kunstfreund eine brennende Begierde, auf Ein Mahl reich zu werden. Er hätte gern — da ihm bey seinen Zwecken jedes Mittel gleichgültig war — den kürzesten Weg gewählt, und sich geradezu in der nächsten Nacht durch ein tüchtiges Brecheisen in den erwünschten Besitz gesetzt; allein das ließ sich, wegen vieler örtlichen Umstände, nicht thun. Deshalb entschloß er sich, statt Eines Verbrechens zwey zu begehen, und Henrietten zu seiner Mitschuldigen zu machen. Er lockte durch unverdächtige Fragen von ihr heraus, daß die Geldsumme erst nach acht Tagen zu einer gewissen Bestimmung abgeliefert werden

würde, und nun verlor er keine Minute, das thörichte Weib, das jetzt mit der Puppe der Empfindeley wieder spielte, immer mehr zu bestricken, und durch arglistige Verführungskünste an sich zu fesseln.

Nach sieben zweckmäßig benutzten Tagen, schien ihm die furchtbare Kette, durch die ein geheimer Verbrecher an seinen Mitschuldigen unauflöslich geschmiedet wird, vollendet und fest genug. Er machte nun Henrietten eines Abends, da eben kein Schauspiel war, den empörenden Antrag, mit ihm in die weite Welt zu entfliehen, und das Gold des Grafen als Reisegeld mitzunehmen.

Sie stand einen Augenblick ganz starr, fragte mit zitternder Stimme, ob sie recht gehört habe, und verwarf mit dem höchsten Abscheu seinen Vorschlag, als er ihn schamlos wiederhohlte. Er fiel auf die Knie, und beschwor sie bey allen Göttern, sich über

kleinliche Bedenklichkeiten hinweg zu setzen, und auf ewig die Seinige zu werden. Sie brach in Thränen aus, gestand ihm, daß sie ihn liebe, mehr liebe als ihren Gatten, mehr als alle Männer in der Welt; doch da es auf keine erlaubte Weise möglich sey, sich mit ihm zu verbinden, so solle er sie nicht quälen, und keinen weitern Versuch machen, ihr schon gebrandmarktes Gewissen noch mehr zu verwunden. Er ließ nicht nach, bestürmte sie immer heftiger mit den stärksten pathetischen Ausdrücken, die ihm aus seinen Rollen einfielen, drohte mit Selbstmord, und rannte schon vorläufig mit dem Kopfe gegen die Wände. Sie war außer sich, doch blieb sie standhaft.

Da er sah, daß diese Raserey nichts half, ergriff er ein teuflisches Mittel. Er zog seine Uhr aus der Tasche, und sagte mit einem kalten, spitzen Tone, wie ihn bey einer solchen Gelegenheit nur ein Haupt-

bösewicht annehmen kann: „Madam, ich geb' Ihnen noch fünf Minuten Zeit zu der Wahl, ob sie mir das Geld des Grafen überliefern, oder als eine überwiesene Ehebrecherin vor den Augen ihres Mannes stehen wollen. Ich ruf' ihn auf der Stelle, sag' Ihnen in seiner Gegenwart Ihre Vergehungen ins Gesicht, und eh' er sich von seinem Staunen erhohlt, verschwinde ich aus dem Schlosse, und Sie sehn mich nie wieder." —

Das bedrängte Weib schauderte vor Entsetzen, und sank, wie von einem Donnerschlage niedergeschmettert, todtenbleich und besinnungslos zu Boden. Auf diesen Zufall hatte der Schurke nicht gerechnet; doch benutzte er ihn schnell, und sprengte mit einem Brecheisen, das er bey sich führte, ein Schreibepult auf, in welchem er den Schlüssel des eisernen Geldkastens zu finden hoffte. Er hatte sich nicht geirrt, und war schon

mit der Plünderung des Kastens beschäftiget, als Henriette wieder zu sich selbst kam.

Sie brach in Verwünschungen aus; er antwortete ihr aber nicht, sondern fuhr ungestört fort, seine Taschen mit Louisd'or-Rollen zu füllen. Was da nicht hinein ging, stopfte er in einen Geldsack, der ihm bequem zur Hand lag, und griff, als er reine Arbeit gemacht hatte, nach seinem Hute. „Es steht nun bey Ihnen," sprach er, „ob Sie mir folgen wollen oder nicht. Ich liebe Sie — aber hier wird man Sie hassen. Doch thun Sie, was Ihnen gefällt. Nur rath' ich Ihnen im Fall Ihres Hierbleibens, meine That wenigstens vier und zwanzig Stunden zu verbergen; denn, wenn ich ergriffen werde, bin ich Ihr Ankläger, und wälze alle Schuld auf Sie." —

Henriette rang in der höchsten Verzweiflung die Hände, warf sich vor ihm nieder, umklammerte seine Knie, und bat ihn

mit den herzangreifendsten Worten, sie nicht unglücklich zu machen. Umsonst! Er riß sich los, und flog die Treppe hinab.

Sie war dem Wahnsinn nahe, raufte sich, an der Thürschwelle liegend, die Haare aus dem Kopfe, sprang dann plötzlich auf, stürzte dem Verruchten nach, ereilte ihn vor dem Schlosse, und both alles auf, was ein menschliches Gemüth rühren kann, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Aber er schleuderte sie mit Gewalt von sich, und floh.

Es war schon Nacht. Die Unglückliche stürzte, an allen Kräften erschöpft, auf die Landstraße hin, und war nicht vermögend, sich wieder aufzurichten. Der Bösewicht stand in einiger Entfernung still, und horchte, ob sie nach dem Schlosse zurück gehe. Sie regte sich nicht. Es ward ihm bange, sie möchte in Ohnmacht gefallen seyn, und, zum Nachtheil seiner Flucht, von einem Vorübergehenden bemerkt werden.

Er kehrte um, und nahte sich ihr. Sie schluchzte leise, und schien mit dem Tode zu ringen. Ihr trostloser Zustand rührte den Tieger. Er stellte ihr mit sanfter Stimme vor, daß ihr nun, da wahrscheinlich schon das Schloß in Bewegung sey, nichts übrig bleibe, als so schnell als möglich mit ihm zu fliehen. Sie lag, durch Seelenangst völlig ermattet, in einer starren Unempfindlichkeit, und antwortete nicht. Er hob sie von der Erde empor, und trug sie in ein nahes Gebüsch. Sie widerstrebte nicht mehr. Er führte sie dann, als sie sich ein wenig erhohlt hatte, in ein abgelegenes Dorf, und miethete dort einen Bauerwagen, der ihn und sie zur nächsten Stadt brachte.

Sie hatten das Schloß ungefähr seit einer Stunde verlassen, als Honig in der Gerichtsstube Feyerabend machte, und nach seinem Wohnzimmer ging. Welcher Schrecken! — Die Thür und der Geldkasten waren offen — auf dem Tische brannte ein düsteres, lange nicht geputztes Licht. — Er stand wie versteinert, und wußte vor Bestürzung nicht, was er thun sollte. Daß sich seine Frau, von der er längst einen schlimmen Streich befürchtete, mit dem Gelde aus dem Staube gemacht habe, war sein erster Gedanke. Weit konnte sie nicht seyn; das zeigte das Licht. Er hielt es für möglich, sie einzuhohlen. Dieß zu versuchen, schien ihm der klügste Rath. Er eilte fort, und nahm sich nicht einmahl Zeit, die Thür zu verschließen, oder das Licht auszulöschen.

Unglücklicher Weise schlug er einen falschen Weg ein, den er aus mancherley Gründen für den rechten hielt, und mit der

größten Anstrengung verfolgte. Er lief, ohne einen Augenblick auszuruhen, drey Meilen, und nach einer kurzen Rast, wieder eben so weit. Da er aber nirgends die geringste Spur von seiner Frau entdeckte, gab er sein Glück, seine Ehre — kurz, alles verloren. Er zitterte — wir kennen schon sein schwaches Gemüth — wie ein Kind vor dem Zorn des Grafen, und konnte sich, Trotz seiner erweislichen Unschuld, nicht überwinden, wieder umzukehren. Zufälliger Weise hatte er einige hundert Thaler in Golde bey sich, die er aus der Gerichtsstube mitbrachte, um sie bey der entwendeten Summe zu verwahren. Dieser Umstand bestärkte ihn in seinem verzweiflungsvollen Entschluß, aufs Gerathewohl in eine ferne Weltgegend zu ziehen, und allenfalls unter einem fremden Nahmen sein Heil als Schauspieler zu versuchen. Seine Ehrlichkeit machte ihm zwar den Einwurf, daß die

Summe, die er in der Tasche hatte, nicht sein Eigenthum sey; er setzte sich aber über diese Bedenklichkeit hinweg, weil seine Caution, die in den Händen des Grafen blieb, zehn Mahl so viel betrug. Dieses Punkts wegen so beruhigt, wanderte er nun eilig über die nächste Landesgränze.

Er und die beyden andern Geflüchteten wurden im Schlosse nicht sogleich vermißt; denn Madam Honig hatte in der letzten Zeit, da sie mit Amaranten Umgang pflog, ihre Dienerin (die in einem entlegenen Hinterstübchen wohnte) so abgerichtet, daß sie nicht eher erscheinen durfte, bis ihr geklingelt wurde. Sie wartete bis zehn Uhr auf diesen Ruf. Jetzt ahnte ihr ein Unglück. Sie ging ins Zimmer ihrer Herrschaft. Die Thür stand offen; das Licht war niedergebrannt, und hatte den Tisch schon ergriffen. Das Mädchen erschrak, und erhob ein Zetergeschrey. Alle Bewohner

des Schlosses liefen zusammen. Die Sache ward dem Grafen gemeldet. Er kam und staunte. Es war ihm unglaublich, daß Honig und dessen Frau an ihm zu Dieben geworden seyn sollten. Doch der Augenschein gab keiner andern Vermuthung Raum. Man suchte das verschwundene Ehepaar allenthalben. An Amarant dachte niemand.

Der Verlust einer so ansehnlichen Summe war dem Grafen nicht gleichgültig. Er ließ seine Jäger und Reitknechte aufsitzen, und schickte sie den Entwichenen nach; doch befahl er ausdrücklich, sie nicht hart zu behandeln, sondern ihnen bloß das geraubte Geld abzunehmen, und sie dann, wenn sie nicht freywillig zurück kehren wollten, ihres Weges gehen zu lassen.

Amarant und Henriette versöhnten sich, ehe noch der Tag anbrach. Die Leichtsinnige fand, als der erste Schauer vor der Bubenthat ihres Geliebten vorüber war, ihre Lage bey

ten nicht mehr so unglücklich, wie Anfangs. Sie beruhigte sich durch die Vorstellung, daß sie nicht mit freyem Willen an seinem Verbrechen Theil genommen habe, und nun freute sie sich sogar auf die lustigen Abwechselungen ihres künftigen Schauspielerlebens. An ihren verlassenen Mann durfte sie freylich nicht denken, wenn sie sich diese heitere Ansicht nicht trüben wollte. Sie hatte ihn zwar nie geliebt; aber sie fühlte, daß sie die Urheberin seines Unglücks war, und empfand darüber die bitterste Reue.

So schwankend zwischen Betrübniß und Frohsinn, saß sie am dritten Tage ihrer Flucht neben ihrem Gefährten in einem Extrapostwagen, als plötzlich zwey Jäger des Grafen heran sprengten, und dem Kutscher Stillstand gebothen. Amarant fuhr wie ein Blitz aus dem Wagen heraus, und lief, um Henrietten unbekümmert, mit möglichster Geschwindigkeit einem nahen Walde zu;

aber die Jäger hohlten ihn ein, hielten ihn fest, visitirten ihn, nahmen ihm den Raub ab, und ritten dann, dem Befehl ihres Herrn gemäß, wieder von dannen. Die Reisenden besaßen nun keinen Louisd'or mehr, und mußten ihren Weg zu Fuß fortsetzen; denn der Postillon sagte trotzig: „ich fahre keine Spitzbuben!" und jagte mit seiner Kalesche nach Hause.

Amarant wollte verzweifeln; doch Henriette war im Stillen darüber froh, daß die gestohlene Summe an ihren rechtmäßigen Herrn zurück kam. Sie hoffte, dieß werde zur Rettung ihres Mannes dienen, und der einzige Schade, der ihm aus dieser Begebenheit entstehe, werde jetzt nur noch der Verlust ihrer Person seyn, der sich leicht übersehen lasse. Sie war auch so ehrlich, den Jägern zu erklären, daß ihr Gatte ganz unschuldig sey.

Doch was half das dem guten Manne! Es traf ihn keiner der gräflichen Diener, die ihm nachsetzten, und er erfuhr nicht, welche Wendung die Sache genommen hatte. Er wanderte daher immer weiter in die Welt hinein, begab sich endlich, als sein Geld zur Neige ging, und er sich nicht anders zu nähren wußte, unter eine reisende Komödiantenbande, und spielte in vielen kleinen Landstädtchen mit ungemeinem Beyfall. Es war auch nicht zu läugnen, daß er sich vor den übrigen Mitgliedern, die sämmtlich aus den Hefen verschiedener Nationen stammten, durch seinen gebildeten Anstand sehr auszeichnete, und wirklich die Zierde der Gesellschaft war.

Als er sich aber ein Jahr lang mit ihr herum getrieben hatte, scheiterte sie; die Trümmer zerstreuten sich, und er mußte nun auch ein neues Unterkommen suchen.

Er hörte, daß sich in der Entfernung einer Tagereise eine andere mimische Bande befinde, und ging dahin, um ihr seine willigen Dienste anzubiethen. Es war schon Abend, als er in dem Städtchen anlangte, wo sie sich aufhielt. Er fand in der Herberge, wo er einkehrte, den geschriebenen Komödienzettel an die Thür geheftet. „Der Ritter mit der langen Nase — eine Tragikomödie in fünf Aufzügen" — war angekündigt. Er kannte dieß Meisterstück, hatte oft darin gespielt, und der langnasige Ritter Tamborino war sogar eine seiner Hauptrollen. Das machte ihn neugierig, die Vorstellung zu sehen.

Der Schauplatz war, wie gewöhnlich, im Tempel der Themis — auf dem Rathhause. Lilienfeld — so nannte sich Honig, seitdem er beym Theater war — eilte hin. Der Anfang sollte, dem Zettel nach, präcise um sechs Uhr seyn. Es fehlten nur noch

wenige Minuten. Er beschloß unter Weges, sich sogleich dem Prinzipal der Gesellschaft vorzustellen, um als Kunstgenoß das Eintrittsgeld zu ersparen.

Es ward, als er sich dem Theater näherte, hinter den Coulissen so entsetzlich geflucht und gewettert, daß ihm die Haare zu Berge standen. Er ließ sich aber dennoch durch einen Schauspieler, der ihm aufstieß, bey dem Direktor anmelden. Ein vierschrötiger Mann trat hastig mit einem glühenden Gesichte aus den Coulissen hervor, und fragte ihn mit derselben Stimme, die eben so fürchterlich getobt hatte, wer er sey, und was er wolle.

„Mein Nahme ist Lilienfeld;“ antwortete Honig, „ich bin Schauspieler, und suche ein Engagement.“

„Kommen Sie morgen wieder!“ schnaubte der Direktor: „Ich bin jetzt in einer Stimmung, daß ich das ganze Schau-

spielwesen in die Hölle verwünschen möchte. Mir ist ein Streich begegnet — ein ganz verzweifelter Streich! Das Stück soll anfangen — das Haus ist voll — und ich bekomme die Hiobspost, daß mir der Schurke, der Ritter Tamborino, mit dem voraus bezahlten Gehalt eines Monats, durch die Lappen gegangen ist."

„Ist's möglich!" rief Lilienfeld. „Wie Schade, daß ich nicht einige Stunden früher kam! Ich konnte Ihnen aus der Noth helfen."

„Wie so? Kennen Sie den Ritter mit der langen Nase?"

„Ich habe die Ehre. Tamborino ist sogar eine meiner Lieblingsrollen."

„Goldner Mann!" rief der Direktor, und erdrückte ihn beynahe in einer Umarmung. „Retten Sie mich aus meinen Aengsten! Spielen Sie den Tamborino!"

„Morgen mit dem größten Vergnügen.“

„Ey, was morgen! Heute, heute! Diesen Augenblick!“

„Unmöglich! Ich bin sieben Meilen zu Fuß gegangen — habe seit zwölf Stunden keinen Bissen gegessen —“

„Dafür ist Rath! Ich füttre Sie, während des Ankleidens, wie ein Vogel seine Jungen, bis Sie genug haben. Kommen Sie! Helm und Harnisch liegen bereit — Sie treten erst im zweyten Akt auf — wir werden mit Ihrem Anzuge spielend fertig. Kommen Sie nur, kommen Sie!“ —

Mit diesen dringenden Worten zog er seinen Nothnagel in die Kleiderkammer, und ließ das Stück getrost anfangen; denn sechs Uhr war vorbey, und das versammelte Publikum trommelte schon vor Ungeduld mit Füßen und Stöcken.

Tamborino hatte drey oder vier Kammerdiener, die ihm die Beinschienen und den Panzer anlegten. Der Direktor stopfte ihm zu gleicher Zeit ein Stück kalten Braten nach dem andern in den Mund, und zwang ihm so viel Wein auf, daß er beynahe betrunken ward. Er stand völlig gerüstet, als die Scene kam, da er auftreten mußte.

„Frisch hinaus!" rief der Direktor. „Ihr Liebchen, Fräulein Genofeva, wartet schon auf dem Theater! Fallen Sie ihr mit hoch ausgebreiteten Armen um den Hals! Man liebt hier ein lebhaftes Spiel." —

Tamborino eilte mit mächtigen Schritten auf die Bühne. Genofeva harrte seiner mit Sehnsucht. Als er aber auftrat, und ihr in die Arme fliegen wollte, erblickte sie, o Schrecken! in dem erwarteten Ritter ihren — Mann, stieß einen Schrey des

Entsetzens aus, und verschwand, wie von einem Sturm hinweg geführt, vom Theater. Der Ritter stand einen Augenblick starr wie ein Meilenzeiger, stürzte dann der Fliehenden nach, fiel aber, mit der Gelegenheit des Hauses unbekannt, außerhalb der Coulissen eine finstere Treppe hinab, und das Rasseln seiner schweren eisernen Rüstung tönte durchs ganze Haus.

Der Direktor kam, wie unsinnig, mit Licht gelaufen, und fluchte, daß sich die Erde hätte aufthun mögen. Man hob den Ritter auf, suchte Genofeven in allen Winkeln — sie war verschwunden. Indessen musicirten die Zuschauer mit ihren Stöcken so lebhaft, daß man sein eigenes Wort kaum hörte. Nur der Direktor überschrie sie mit seinen Flüchen, die er über den armen Hönig ausgoß. „Hätten Sie doch auf dem Wege zu mir Hals und Beine gebrochen!“ rief er wüthend. „Ich hielt Sie

für einen Engel vom Himmel; aber der leibhafte Satan führte Sie her! — Eh Sie kamen, hatt' ich doch wenigstens eine Genofeva, und den Tamborino hätt' ich selbst, mit Hülfe des Souffleurs, gespielt — doch nun ist alles aus — die Zuschauer bringen mich um!" —

Er eilte auf die Bühne, hielt eine bewegliche Rede, und stellte die Unmöglichkeit vor, den Ritter mit der langen Nase weiter zu spielen.

„Also sollen wir mit einer langen Nase heim ziehen?" — rief ein Witzling im Parterre, und es erhob sich ein allgemeines Getümmel. Einige vorlaute Sprecher forderten, im Nahmen des gesammten Publikums, das Eintrittsgeld zurück. Andere verlangten sogar Entschädigung für ihre Versäumniß.

Der arme Direktor war außer Stande, diese Ansprüche zu befriedigen. Er hatte

schon auf der Stelle seine ganze Einnahme unter Fleischer, Bäcker und Brauer vertheilt. Das gestand er mit der größten Freymüthigkeit, und erboth sich, des folgenden Tages eine unentgeldliche Vorstellung zu geben. Dieser billige Vorschlag ward, nach langen Debatten, angenommen. Sämmtliche Zuschauer erhielten Mann für Mann ein Billet, und gingen ruhig und vergnügt, weil sie einen Akt umsonst gesehen hatten, nach Hause.

Indem dieß geschah, legte Honig seine Rüstung ab, und erfuhr, daß der entwichene Tamborino niemand anders als Amarant gewesen war. Er hatte sich eine Stunde vor dem Anfang des Schauspiels mit Henrietten überworfen, sein Bündel gepackt, und sie im Stiche gelassen.

Sein plötzliches Verschwinden betrübte sie nicht im mindesten; denn sie vertrugen sich, seitdem ihm das gestohlne Geld wieder

abgejagt wurde, wie Hund und Katze. Der Direktor erhielt von ihr, wie wir schon gehört haben, erst kurz vor sechs Uhr die Nachricht von Amarants Flucht, und war eben entschlossen, sich dessen Rolle so gut als möglich einblasen zu lassen, als Honig erschien.

Nun sagte man zwar Henrietten während des Ankleidens, daß ein fremder, gleichsam vom Himmel gefallener Acteur den Tamborino spielen werde; doch hatte sie nicht die leiseste Ahnung, daß es gerade ihr Mann sey, den sie sich noch als Hofrichter in Elsenhain dachte. Daher ward sie bey seinem Anblick von einem so fürchterlichen Schrecken befallen. Sie floh, unter dem Schutz eines dunklen Abends, in Genofevens theatralischer Kleidung aus der Stadt, und ließ sich dort nicht wieder sehen.

Honig begann mit Anbruch des folgenden Tages einen beschwerlichen Kreuz- und Querzug in einer Runde von funfzig Meilen, um die Treulose zu finden. Er fragte aber bey allen großen und kleinen Theatern, die er auf seinem Wege traf, vergebens nach ihr, und mußte zuletzt, weil ihm das Reisegeld ausging, seine Nachforschungen einstellen. Die einzige Frucht seiner Wanderung war ein neues Unterkommen bey einer unstäten Schauspielergesellschaft.

Allein er war kaum einige Wochen ihr Mitglied, so zerstiebte sie, wie Spreu im Winde, und er sah sich nun gezwungen, seinen Pilgerstab abermahls weiter zu setzen. So trieb er sich einige zwanzig Jahre lang in der Welt umher, und hatte nie Muth und Selbstvertrauen genug, sich um einen Platz bey einer stehenden Bühne zu bewerben. Er ward endlich dieses Vagabundenlebens so überdrüßig, daß er sich aus Verzweiflung

entschloß,

entschloß, in seine Vaterstadt, wo er vormahls als Secretair in Diensten stand, zurück zu gehen, und lieber dort in einem ewigen Gefängnisse zu sterben, als länger mit Horden sittenloser Menschen ohne Heimath herum zu ziehen.

Als er diesen Entschluß faßte, war er von seinem Geburtsorte über hundert Meilen entfernt, und seine schwache Kasse nöthigte ihn, zu Fuß zu reisen. Dennoch machte er sich getrost auf den Weg, und hatte schon die Hälfte desselben hinter sich, als er, der anhaltenden Strapaze ungewohnt und durch magere Kost entkräftet, in eine Krankheit fiel, die ihn sechs Wochen in einem Gasthofe aufhielt, und den Rest seiner Baarschaft aufzehrte. Er mußte, um den Wirth und den Arzt zu bezahlen, seine besten Kleidungsstücke verkaufen, und was er noch auf dem Leibe behielt, war so schlecht und verwittert, daß man ihn füg-

lich für einen Bettler ansehen konnte. Doch sank er nicht bis zum Betteln herab, sondern schlich von einem Orte zum andern mit einem Stück trockenes Brod in der Tasche, und erreichte so seine Vaterstadt, die er in fast dreyßig Jahren nicht gesehen hatte.

Mit Thränen ging er durchs Thor. Alle Menschen, die ihm begegneten, waren ihm fremd, und er war es allen. Alter, Krankheit, Hunger und abgeschlissene Kleider hatten ihn so entstellt, daß ihn selbst seine Frau nicht mehr gekannt hätte.

Er irrte durch verschiedene Straßen, ohne selbst zu wissen, was er hier zuerst anfangen sollte. Doch die naseweise Jugend gab ihm bald ein Geschäft. Sie machte sich über seine Pelzmütze lustig, die ihm zwar im Hornung, als er die Reise antrat, gute Dienste gethan hatte, aber freylich jetzt, im Wonnemonath, eine ungewöhnliche

Erscheinung war. Er stellte sich Anfangs, als ob er die spöttischen Bemerkungen der barfüßigen Kritiker nicht höre oder nicht achte; allein sie rächten sich durch eine Kanonnade mit Erdschollen, und zwangen ihn so, für eine andere Hauptdecke zu sorgen.

Er sah sich nach einer Trödelbude um, und erinnerte sich mit Wehmuth des Tages, da er in einem solchen Antiquitäten-Magazin den verhängnißvollen Präsidentenhut erhandelte, der hauptsächlich daran Schuld war, daß er in Bettlersgestalt herum ging, und von den Gassenjungen seiner Vaterstadt mit Koth geworfen ward. Auch jetzt wollte er einen Hut kaufen; aber wie hatten sich indessen seine Umstände verändert! Er konnte kaum so viel Groschen daran wenden, als er zu jener Zeit Thaler dafür bezahlt hatte.

Ihm fiel bald ein zum Verkauf ausgestelltes Quodlibet von Alterthümern in die

Augen, und er bemerkte darunter auch einen Hut, der so beschaffen war, daß es ein armer Mann wagen durfte, nach dem Preise zu fragen. Es war ein alter, fuchsrother, zusammen gequetschter Deckel, der selbst nicht mehr wußte, ob er dreyeckig oder rund seyn sollte. Doch schien er von gutem Herkommen zu seyn, und vormahls in Ehren gestanden zu haben. Er fühlte sich sanft an, und war inwendig mit einem Stempel bezeichnet, der das Ansehen eines adeligen Siegels hatte. Honig besah es hin und her; allein er war in der Wapenkunde seines Vaterlandes so unerfahren, daß er nicht enträthseln konnte, welcher Familie es gehörte. Das war ihm denn auch am Ende gleichgültig. Er tauschte den ungestalten Filz, der zu seiner übrigen Bekleidung vortrefflich paßte, gegen seine Pelzmütze ein, und bekam noch so viel her-

aus, daß er etliche Tage davon zehren konnte.

Nun ließen ihn die jungen Krittler ungehudelt, und er ging vors Thor in den Park, wo einsmahls ein Strauchdieb dem Herrn von Zwinger seinen Castorhut vom Kopfe wegschnappte. In dieser Einsamkeit wollte der arme Mann überlegen, ob es rathsamer sey, sich als vormahliger Hofrichter in Elsenhain zu erkennen zu geben und in Verhaft nehmen zu lassen, oder still wieder fort zu gehen, und förmlich den Bettelstab zu ergreifen.

In diese trostlose Gedanken vertieft und schon zu dem Letztern entschlossen, saß er in einem schattigen Laubengange, als er einen sehr alten Herrn, mit einem blitzenden Stern auf der Brust, langsam und krummgebückt daher schleichen sah. Es war ihm, als ob er diesen vornehmen Greis schon sonst ein Mahl gesehen hätte, und er

stand, als jener näher kam, von seinem Sitz ehrerbiethig auf, und wollte, mit dem Hut in der Hand, ihn vorbey gehen lassen.

Der alte Herr neigte freundlich sein silberweißes, zitterndes Haupt, griff in die Westentasche, und kam nah heran, um dem armen Schauspieler, den er für einen verschämten Bettler ansah, ein Almosen in den Hut zu werfen.

Honig wich dieser Wohlthat höflich aus. Der Besternte schüttelte mißbilligend den Kopf, ergriff den zurückgezogenen Hut, hielt ihn fest, und nahm, um die Bescheidenheit des Armen durch eine reichere Gabe zu belohnen, noch einige Geldstücke aus der Tasche. Er wollte sie in den Hut legen, und sah mit der dem Alter eigenen Vorsicht in den Kopf hinein, ob er vielleicht durch eine Oeffnung zu einer Geldkasse unbrauchbar seyn möchte.

Plötzlich stutzte er, und betrachtete durch ein Augenglas das Siegel. Seine Mienen drückten Erstaunen aus. Er blickte Honigen starr ins Gesicht, und fragte hastig: „Wer ist Er, mein Freund? Wie kam dieser Hut in Seine Hände?“

Diese Fragen machten den armen Honig eben so verlegen als die bekannte Stimme, mit der sie gethan wurden. Er fing zitternd an, die Frage wegen des Hutes zu beantworten; aber er hatte kaum sechs Worte gesprochen, da erfolgte zwischen ihm und dem Ordensritter — der, wie der Leser schon errathen haben wird, sein vormahliger Präsident war — eine rührende Erkennungsscene.

„Wie wunderbar!“ — rief der Minister — denn das war er jetzt — „Sie haben zum dritten Mahl meinen Hut im Besitz! — Und wir stehen hier auf demselben Platze, wo mir ihn vor mehr als

dreyßig Jahren ein Gaudieb vom Kopfe riß! — Sehn Sie, ich kenne ihn genau an meinem Wapen, das ich selbst hinein drückte! Dennoch ward er mir vor zehn Jahren wieder entwendet. — Welche Quelle von seltsamen Schicksalen ist er für Sie! — Erst zog er Ihnen Mißhandlungen zu — dann stürzt' er Sie ins Unglück — doch nun soll er Ihnen Glück bringen. — Eh' ich mich aber darüber näher erkläre, sagen Sie mir, wo Sie so lange in der Welt herum schweiften.“ —

Honig erzählte jetzt, was wir schon wissen, von der Stunde an, da er seine Frau in Elsenhain vermißte, bis ans Ende seiner theatralischen Laufbahn.

„Sie haben wie ein Thor gehandelt!“ sprach der Minister. „Wären Sie, trotzend auf Ihre Unschuld, in Elsenhain geblieben, so hätten Sie alle diese Trübsale nicht erlebt. Ihre treulose Frau wurde sammt

ihrem Buhlen auf der Flucht eingeholt — man nahm ihnen das geraubte Gold wieder ab — was daran fehlte, achtete der Graf nicht, und beklagte Sie, ehrlicher Mann, bis an seinen Tod. Daß er Sie liebte, hat er durch ein Ihnen ausgesetztes Vermächtniß von viertausend Thalern bewiesen, die Sie nebst Ihrer Caution, welche mit den Zinsen noch mehr beträgt, zu jeder Stunde erheben können.“ —

Honig weinte sprachlos vor Freude.

„Sehn Sie, Freund,“ fuhr der Minister fort, „diese angenehmen Nachrichten verdanken Sie meinem Hute! — Er machte mich aufmerksam auf Sie; sonst blieben Sie ohne Zweifel ein Bettler bis an Ihr seliges Ende. Denn nicht wahr, Sie furchtsamer Mann hätten sich keinem Menschen hier entdeckt, sondern

wären lieber unverrichteter Sache wieder ins Elend gewandert?" —

Honig gestand, daß er dieß wahrscheinlich gethan hätte.

„Drum lebe der Hut!" rief der Minister. „Bis an meinen Tod sey er mein! Aber so bald ich die Augen geschlossen habe, erhalten Sie ihn aus der Hand meines Erben, mit Dukaten gefüllt. — Dieß sey eine kleine Entschädigung Ihrer Drangsale, die ich — obgleich wider meinen Willen — veranlaßte." —

Bey diesem Versprechen ließ es der Minister nicht bewenden. Er gab dem vielgewanderten Dulder, der seit länger als zwanzig Jahren kein eigenes Zimmer besessen hatte, freye Wohnung und Kost in seinem Hause, und vermachte ihm, als er ein Jahr nachher starb, den merkwürdigen Hut, nebst einer in seinem Testamente aus-

drücklich bestimmten Füllung mit zweytausend Dukaten.

Der gutmüthige Honig, der seiner Frau längst verziehen hatte, wünschte sein Glück mit ihr zu theilen, oder sie wenigstens vor Mangel zu schützen. Er sparte weder Mühe noch Kosten, ihren Aufenthalt zu entdecken, erhielt aber endlich die Nachricht, daß sie im tiefsten Elend gestorben war.

Amarant hatte sich nicht wieder mit ihr vereinigt. Er verließ überhaupt, nach ihrer Trennung, die Schaubühne, ging in mannigfaltiger Gestalt auf Betrug aus, ward über Gaunerstreichen ertappt, und machte nun, nachdem er in so viele Sättel gerecht gewesen war, den Versuch, einen hölzernen Esel zu besteigen. Nach einem stundenlangen Spazierritt auf diesem stäti-

gen Thiere, kehrte er in einem großen, für Gäste seines Schlages eingerichteten Wirthshause ein, wo er mit einem warmen Willkommen empfangen ward, und bis ans Ende seines ehrenvollen Lebens freye Zehrung hatte.

IV.

Der Schatz.

1.

Zwey Brüder, die Herren von Horneck, bewohnten eine alte unförmliche Burg, deren Grundstein wohl noch in der Ritterzeit gelegt seyn mochte. Sie war in ihrer Jugend ein stattliches Gebäude gewesen; doch jetzt lag sie schon halb in Trümmern.

Den einen Besitzer verhinderte der Geitz, den andern die Armuth, zu bauen.

Die Gebrüder glichen sich in jeder Betrachtung so wenig als Tag und Nacht. Es fand sich nur darin einige Aehnlichkeit zwischen ihnen, daß sie beyde in ihrem Leben viel Pulver gerochen hatten: der Jüngere nähmlich, als Hauptmann, in Schlachten, und der Aeltere — auf der Hasenjagd. Uebrigens war Jener großmüthig und freygebig bis zur Verschwendung; Dieser aber wäre im Stande gewesen, einen Floh um des Balgs willen zu schinden.

Er, der Landjunker, war Witwer, und hatte eine einzige Tochter, die er oft ein ungerathenes Kind nannte. Fräulein Amalie war auch wirklich ganz aus der Art geschlagen. Sie liebte das Geld so wenig, daß sie alles, was sie von Zeit zu Zeit von ihrem Vater erhielt, den Armen gab. Es

war immer, als ob sie das edle Metall nicht zeitig genug los werden könnte. Sobald sie ein Thälerchen in der Tasche hatte, wartete sie nicht ab, daß sie um ein Almosen gebeten wurde, sondern vertheilte ihren kleinen Reichthum von selbst unter die hülfsbedürftigsten Einwohner des Dorfes, das zum Edelhofe gehörte.

Ihr Vater wußte lange von dieser Unart kein Wort. Er hatte ihr nachgerechnet, wie viel sie seit einigen Jahren gesammelt haben könnte, und wollte sich eines Tages die Augenweide verschaffen, ihren Schatz auf Einem Haufen zu sehen. Aber die Verschwenderin konnte keinen Groschen aufzeigen. O Himmel, was tobte der Mann! Und als ihm überdieß ein Blaustrumpf zuflüsterte, daß seine Tochter bisweilen Speisen aus der Küche zu kranken Leuten verschleppe, da war vollends kein Auskommen mit ihm. „Du wirst

Hab und Gut und Dich selbst weg!" rief er, mit einem Zusatz der niederträchtigsten Schimpfwörter. „Du verdirbst mir die Unterthanen obendrein! Denn das Bauerngesindel thut nicht gut, wenn ihm zu wohl ist, und man sich gemein mit ihm macht." —

So schalt er in Einem Athem fort, und war kaum zu besänftigen. Die unbefugte Almosenierin erhielt nun lange kein Geschenk. Er rückte zwar nach und nach wieder mit etwas heraus; es war aber bloß Schaugeld: denn er zeigte es Amalien nur, und schob es dann mit eigener Hand in den engen Mund einer verschlossenen Sparbüchse, die er in seiner Verwahrung behielt, und auch so selten bereicherte, daß die Spinnen eben so ungestört, wie bey Hogarths berühmtem Almosenstock, ihr Gewebe über die blechernen Lippen hinweg ziehen konnten.

Durch diese Maßregeln geschah jedoch den Armen wenig Abbruch. Malchen machte Schulden, um ihre Wohlthätigkeit fortzusetzen. Sie hatte bey dem Onkel in solchen Fällen Kredit, und bediente sich dessen, wenn sie von Nothleidenden hörte. Dafür ward sie von dem ganzen Dorfe angebetet und wie ein Engel verehrt.

Diese kleine Abgötterey konnte man den dankbaren Leuten um so weniger verdenken, da sich Seelengüte und Schönheit in gleichem Grade bey Amalien vereinigten. Sie war ganz so gebildet, wie wir uns die Gestalt der freundlichen Himmelsbürger vorstellen. Die Natur hatte sich recht in Acht genommen, keinen Zug aus der düstern Stoßvogels-Physiognomie ihres Vaters in ihr Gesichtchen überzutragen, wo man die Gutmüthigkeit leibhaftig auf Rosen gelagert sah. Dieses Engelsköpfchen umkräuselten blonde Locken, und leicht und

frey trug es ein schlanker Körper vom schönsten Wuchs. Doch bey aller dieser unbeschreiblichen Anmuth war das Fräulein, das erst in der Blüthe des siebzehnten Jahres stand, so anspruchlos und bescheiden, wie es billig manches häßliche Meerkätzchen seyn sollte, das sich wunderschön dünkt, und große Ansprüche darauf gründet.

2.

Amalie schien zwar selbst von ihren Reitzen nichts zu wissen, und sah mit ihren blauen Augen so gleichgültig in den Spiegel, als ob das ihr begegnende Lilien- und Rosengesicht einer fremden Person gehörte;

es hätte jedoch mit einem Wunder zugehen müssen, wenn ihre Zaubergestalt nicht von andern Augen mit wärmern Empfindungen angesehen worden wäre. Nein, so blind waren die Menschen nicht. Ein gewisser Albert von Löbnitz hatte beynahe für nichts anders in der Welt Augen.

Er war ein weitläuftiger Verwandter Amaliens, diente als Lieutenant bey einem Husarenregimente, und befand sich auf Urlaub beym Hauptmann; denn dessen Bruder liebte keine Gäste, am wenigsten solche, die sich mit Rossen und Knechten auf halbe Jahre einquartierten. „Wenn so ein Schmarotzer, so ein Krippenreiter," sprach er, „auf der Bärenhaut liegen will, so mag ich sie wenigstens nicht dazu hergeben." — Das war seine Erklärung, als Albert schriftlich um die Erlaubniß bat, ihn besuchen zu dürfen; und es fehlte nicht viel, so hätte der junge Mann diesen Be-

scheid in einem unfrankirten Briefe zur Antwort erhalten.

Aber der Hauptmann, der ihn wie seinen Sohn liebte, schlug sich ins Mittel, und schrieb ihm: „Komm, braver Junge, komm getrost mit Deinem ganzen Marstall in unser Schloß! Kehr' aber nicht im rechten Flügel ein! Dort spukt ein Kobold, der keine Gäste leidet. Wohne bey mir im linken! Da ist zwar Schmalhans Küchenmeister; er kocht aber das treffliche Gericht Gerngesehn." —

Amalie freute sich sehr auf den Herrn Vetter, und nahm sich vor, ihm mit offenen Armen entgegen zu fliegen. Sie hatte ihn seit sieben Jahren nicht gesehen. Damahls war sie ein Kind, und er ein junger Aufschößling, der noch keinen Husarenpelz trug.

Am Tage seines Einzuges, den er im Anmeldungsbriefe bestimmt hatte, lauschte

sie schon bey frühem Morgen am Fenster. Der junge Herr ließ lange auf sich warten. Er würde wahrscheinlich rascher geritten seyn, wenn er sich sein Mühmchen so schön vorgestellt hätte, als es seit sieben Jahren geworden war. Allein er dachte sich nur das Kind, mit dem er gespielt hatte, und diese Ruhe seiner Fantasie kam seinem Polacken vortrefflich zu Statten.

Das Fräulein lauerte bis gegen Abend vergebens, und fing nun an, auf den saumseligen Gast böse zu werden. Mit Einem Mahle ging's trapp, trapp, trapp! als wie von Rosses Hufen, und sie hob schon die Füßchen, um die Treppen hinunter zu hüpfen. Aber der erste Blick, den sie auf den ankommenden Reiter warf, machte sie so schüchtern, daß ihr alle Lust verging, ihm in den Hof hinab entgegen zu eilen. Dieser herzliche Empfang war nur dem

kleinen Junker Albert zugedacht; aber den stattlichen Husarenofficier, der hoch und schlank wie eine Tanne, mit einem pechschwarzen Schnurrbart, auf seinem Rosse saß, den konnte sie doch unmöglich so vertraut bewillkommen. Sie hatte kaum das Herz, am Fenster zu bleiben, und versteckte sich halb hinter die Vorhänge.

Er schwang sich im Hofe vom Pferde, und schritt rasch in den linken Flügel hinüber. Doch nach einer halben Stunde ließ er sich im rechten Flügel zu einem kurzen Besuch anmelden, und erschien, als ob er vor dem König durch die Musterung gehen sollte, in seiner glänzenden Staatsuniform, die ihm wie angegossen war. Gesundheit blühte auf seiner braunen Wange; Muth blitzte ihm aus den schwarzen Augen — kurz, man konnte sich keinen schönern Jüngling denken. Amalie sah ihn über

den Hof kommen, und empfand in ihrem Herzen ein seltsames Klopfen, das ihr Angst machte. Es war aber nichts als Amors gewöhnliches Hämmern, wenn er sich wo einbauen will.

Auch bey Alberten ging das Gehämmer gleich los, als er mit froher Bestürzung seine schöne Cousine erblickte. Er wußte schon besser, was dieß Arbeiten zu bedeuten hatte, und was für ein Grundstein gelegt ward. Der geschäftige Baumeister trieb sein Werk an beyden Orten zugleich, und kam schon während der halben Stunde des Ceremonienbesuchs mit seiner doppelten Ansiedelung zu Stande. Er baute in dieser kurzen Zeit für die Ewigkeit, und die Grundbesitzer waren mit seiner häuslichen Niederlassung sehr wohl zufrieden. Sie wünschten sogar, seine beyden Wohnungen so nah und fest zu ver-

einigen, daß nur der Tod eine Scheidewand dazwischen ziehen könnte.

3.

Kurz von der Sache zu sprechen: Albert und Amalie liebten sich im ersten Augenblicke, da sie sich als erwachsene Leute sahen, und die Gluth ihrer Herzen machte ihnen einen rauhen Winter zum heitersten Wonnemond ihres Lebens. Sie lasen die Zeitungsnachrichten von Maskenbällen und andern Carnavals-Lustbarkeiten der Großstädter ohne Neid, und fühlten sich tausend Mahl glücklicher in ihrem einsamen Schlosse.

Aber der schöne Winter entfloh; die

Zeit der Waffenübungen rückte heran; Alberts Urlaub ging zu Ende. Welches Herzeleid! — Der Hauptmann, der Vertraute der Liebenden, hatte nichts zu thun, als zu trösten. Doch, damit nicht zufrieden, drangen sie mit vereinten Bitten in ihn, ihr Fürsprecher und Heirathsvermittler bey seinem Bruder zu werden.

„Ihr commandirt mich zu einer schweren Attaque!" antwortete er. „Allein was kann ich Euch abschlagen? Ich muß wohl sehen, was ich ausrichte." —

Er beschloß, gegen die Felsenfeste, die er erobern wollte, mit Burgunderflaschen anzurücken, und wählte zu dieser Unternehmung den nächsten Abend.

„Ein vortreffliches Weinchen!" rief der Landjunker aus, als sie ein Weilchen gezecht hatten. „Aber gesteh's nur, Du alter Haudegen, Du traktirst mich nicht

umsonst! Du hast irgend eine Kriegslist im Kopfe!"

„Nichts weniger als das!" antwortete der Hauptmann. „Aber ein ehrliches und aufrichtiges Wort hab' ich mit Dir zu sprechen. Nur glaube nicht, daß ich Dich benebeln will; sonst schaffen wir Flaschen und Gläser bey Seite."

„Nein, nein!" rief der Gast, und hielt die Flasche, die vor ihm stand, mit beyden Händen: denn er trank für sein Leben gern Burgunder, wenn er ihm nichts kostete.

Der Freywerber machte nun seinen Vortrag; allein der Brautvater unterbrach ihn hitzig, und wollte nichts davon hören. Jener ließ sich jedoch nicht so gleich ein Schloß vor den Mund legen, sondern rühmte Alberts Edelsinn und Tapferkeit, und erzählte von ihm viel schöne Handlungen, wie er sich im Kriege menschen-

freundlich betragen, Plünderungen verhütet, und Geplünderten ihren Verlust aus eignen Mitteln ersetzt habe.

„Ey, so ein Bettelprinz hat viel zu verschenken!“ fiel der Landjunker ein. „Aber es wundert mich nicht, daß Du ihn deshalb so herausstreichst. Jedem Narren gefällt seine Kappe. Du redest einem Verschwender das Wort, weil Du selbst ein Verschwender gewesen bist, und den Rest Deines Erbtheils einem liederlichen Freund aufgeopfert hast.“ —

Dieser Vorwurf spielte auf eine Bürgschaft von funfzehn tausend Thalern an, die der Hauptmann, als er noch in der Armee diente, für einen Kameraden, Nahmens Wingolf, geleistet hatte, der ein edler Mensch, aber unbesonnen freygebig war, und sich von eigennützigen Freunden um sein ganzes ansehnliches Vermögen bringen ließ. Er fiel dann Wucherern in die

Klauen, und gerieth in ein so tiefes Labyrinth, daß er nicht mehr zu retten war. Aus Verzweiflung ging er nach Amerika, und der Hauptmann, der die verbürgte Summe bezahlen mußte, hatte nun seit zwanzig Jahren nichts von ihm gehört. Er hielt ihn für todt; aber sein Andenken war ihm noch werth, und er vertheidigte ihn mit Wärme, so oft sein Bruder (der doch bey der unglücklichen Bürgschaft keinen Kreuzer verlor) diese Sache aufs Tapet brachte.

„Laß doch endlich den armen Wingolf in Ruhe!" rief der Hauptmann auch jetzt. „Du hast nie erfahren, was Geldnoth heißt, und rechnest Dir Dein zusammen gehaltenes Vermögen als eine Tugend an; es ist aber, wahrlich! keine Kunst, nicht zu straucheln, wenn man den Fuß nicht von der Stelle bewegt. Du hast Dein Leben lang hier auf dem Schlosse gesessen;

da konnten Dich freylich die Irrlichter der großen Welt in keinen Abgrund lokken. — Ey nun, wohl Dir! — Denkst Du denn aber Deine Geldsäcke mit ins Grab zu nehmen? — Was nützt Dir all' Dein todtes Gold, wenn Du es nicht dazu anwenden willst, Dein einziges Kind glücklich zu machen?" —

In diesem Tone strömte des Hauptmanns Beredsamkeit noch eine Weile fort, und mit Hülfe des Burgunders gelang es ihm endlich, den harten Sinn seines Bruders ein wenig zu erweichen. „Ich hab' an Alberten nichts auszusetzen" — sprach er — „man sieht seine Lust an ihm — er kann mit der Zeit General werden — und er sollte mir ein recht lieber Tochtermann seyn, wenn er nur nicht so vermaledeit arm wäre. — Ja, hätte die alte Hexe, die Zigeunerin, wahr geredet, die mir vor vielen Jahren prophezeyte, daß ich

hier im Schlosse einen Schatz finden werde, dann wollte ich das junge Volk noch heute mit einander verloben." —

„Schäme Dich!" sagte der Hauptmann. „Bist so ein reicher Kauz, und willst immer noch mehr zusammen scharren! Was die alte Sybille wahrsagte, das ist schon in Erfüllung gegangen. Sie verstand unter dem Schatze, den sie Dir ankündigte, nichts anders als einen wackern Eidam, und den hast Du an unserm Albert gefunden." —

„Nu, nu, wir wollen's beschlafen," sprach Herr von Horneck, und fing an zu nicken. Der Hauptmann verließ ihn mit der besten Hoffnung, daß sein unternommenes Geschäft gelingen werde.

4.

Am folgenden Morgen stand Amaliens Vater sehr heiter auf. „Herr Bruder," sprach er „ich hab' auf Deinen Burgunder wie ein König geschlafen, und einen herrlichen Traum gehabt. Ich fand in meinem Hofe, dort bey dem eingestürzten Thurm, einen Schatz. Es war ein großer, großer Kessel voll Gold und Silber. Ich konnt' ihn aus der Höhle, worin er steckte, nicht allein heraus heben, und plackte mich lange vergebens damit. Endlich kam Albert und half mir. Wir trugen das schwere Gefäß mit einander in mein Schlafzimmer; aber indem ich anfangen wollte, das Geld zu zählen, erwacht' ich." —

Der Hauptmann legte diesen Traum zum Vortheil der Liebenden aus, und ver-

setzte durch lustige Einfälle seinen Bruder in einen so guten Humor, daß er in der Geschwindigkeit ein Frühstück anstellte, Alberten dazu einladen ließ, und freundlicher als jemahls mit ihm sprach. Die Bewohner des rechten und des linken Flügels blieben bis gegen Mittag fröhlich beysammen.

Als der Hauptmann und sein Gastfreund, der Husar, wieder Abschied genommen hatten, bekam Herr von Horneck, der ältere, einen unerwarteten Besuch vom Junker Max von Gänsewitz, der in der Nähe ein beträchtliches Landgut besaß. Er war ein junger, von Gesundheit strotzender Mann zwischen zwanzig und dreyßig Jahren, dessen kurze, stammhafte Leibesgestalt einem Kegel glich. Ueberhaupt konnte wohl nur ein Blinder ihn schön finden. Ein Paar große Pausbacken gaben ihm das Ansehen eines beständigen Posaunenbläsers, und drängten sich über ein armes winziges

Stumpfnäschen, das zwischen ihnen steckte, so übermüthig hervor, daß es nur von vorn sichtbar blieb. Sie schützten es freylich von beyden Seiten vor rauhen Winden; aber ihre Aufgeblasenheit machte das Profil des dicken Gänsewitzischen Kopfs, auf welchem ein feuriger Busch von rothen Haaren brannte, einem Kürbiß ähnlich. Die Augen schienen, wenn man sie in der Ferne sah, vor schmachtender Sehnsucht halb geschlossen; doch in der Nähe waren sie so klein, so schmal und so trübe, wie man sie bey einem gewissen unsaubern Thiere findet, das in der ganzen Schöpfung wohl am wenigsten auf Schönheit Anspruch machen darf.

Herr von Gänsewitz war, mit Einem Worte, von der Fußsohle bis zur Scheitel eine widerwärtige Mißgestalt, und für Amalien ein wahrer Popanz, mit dem man sie fürchten machen konnte. Er hatte sie wäh-

rend des ganzen Winters durch seine Erscheinung nicht erschreckt; doch vorher kam er sehr oft, und geberdete sich auf eine komische Art als ihr Verehrer. Herr von Horneck hatte seine herzliche Freude daran, und wünschte sich ihn zum Schwiegersohn; aber indem er von Tage zu Tage die Brautwerbung erwartete, brach Max seine Besuche ab, und dachte nicht weiter an das Fräulein, weil ihn die derbern Reitze einer kolossalischen Viehmagd gefesselt hatten.

Diese edle Liebschaft war nun zu Ende, und er wollte bey Amalien den abgerissenen Faden seiner Zärlichkeit wieder anknüpfen. Allein ungeachtet ihn die Natur mit einem ungeheuer großen Munde begabt hatte, so ward es ihm dennoch sehr schwer, ein Wort heraus zu arbeiten, wenn es darauf ankam, mit einem andern Frauenzimmer, als einer Stallnymfe, zu sprechen. In dieser Verlegenheit befand er sich be-

sonders jetzt, da er sich im Horneck-schen Hause so selten gemacht hatte, und fast ein Fremdling darin geworden war.

Aber der Schlaukopf hatte sich darauf vorbereitet, und brachte die Einleitung eines Gesprächs in der Tasche mit. Er zog nähmlich, indem er sich Amalien mit einem Kratzfuß nahte, plötzlich einen Strauß — Nesseln hervor, peitschte damit ihre Hände, und fragte mit grinsendem Lächeln: „Heh! brennt's?“ —

„Ein sonderbarer Scherz!“ rief Amalie, und zog unwillig die Hände zurück.

„Nicht wahr, die Dinger brennen ganz verteufelt?“ fragte er nochmahls.

„Mehr als mir lieb ist!“ antwortete Malchen.

„Nu, sehn Sie, schöne Frölen,“ sprach er, und wollte sie zärtlich in die Bakken kneipen, „gerade so brennt mein Herz gegen Sie.“ —

Herr von Horneck klatschte über diese wohl gerathene Liebeserklärung mit lautem Jubel in die Hände. Amaliens Wangen glühten. Sie eilte stumm nach der Thür.

„Wo willst Du hin?" rief der Vater.

„In die Küche."

„Na, laß das Beste aufschüsseln, was wir haben! Einen so seltenen und angenehmen Gast, wie den Herrn von Gänwitz, müssen wir so gut als möglich bewirthen." —

„O, machen Sie keine großen Ceremonien mit mir, Herr Nachbar!" sagte Max. „Ich bin gar nicht hungrig."

„Hå, hå, hå! das glaub' ich wohl!" rief Herr von Horneck. „Den Vortheil haben alle Verliebte, daß sie fast von der Luft leben, und ihnen ihr Tisch wenig kostet." —

So gab ein Wort das andere, und ehe man noch zur Tafel ging, hatte sich schon Junker Max um Amalien beworben. Dieser Vortrag war für seinen unberedten Mund eine schwere Geburt; aber Herr von Horneck stand ihm als Hebamme treulich bey, und rief dem Kindlein, ehe es noch völlig zur Welt kam, sein Ja entgegen. Er behielt sich jedoch vor, seiner Tochter ihr Glück selbst anzukündigen, und stimmte seinen künftigen Eidam, sich über Tisch nicht zu verrathen.

Max war, nach seinem Appetit und andern Kennzeichen zu urtheilen, sehr mäßig verliebt. Er aß wie ein Drescher, trank sich einen ansehnlichen Haarbeutel, und schlief, als er nach Hause fuhr, im Wagen wie ein Murmelthier.

5.

Man kann sich vorstellen, was für ein Lami entstand, als Herr von Horneck seiner Tochter den plumpen Stax, der sie mit Nesseln gegeißelt hatte, zum Gemahl antrug. Sie wollte sich, antwortete sie weinend, lieber mit dem Tode, als mit diesem Dummkopf, vermählen. „Dumm hin, dumm her!“ rief der Vater. „Wer brav Geld hat, ist ein Salomo! Damit basta!“ —

Amalie wußte aus Erfahrung, daß der Eigennutz ihren Vater gegen Bitten und Vorstellungen unempfindlich machte. Sie verlor daher weiter kein Wort, sondern schrieb ein Brieschen an den Onkel, und bat ihn

um Hülfe, weil er mehr als irgend jemand bey seinem Bruder vermochte.

Er kam unverzüglich, predigte aber tauben Ohren, und überwarf sich am Ende so heftig mit dem alten Starrkopf, daß sie in Unfrieden aus einander gingen. Die Liebenden waren trostlos. Das ganze Schloß nahm an ihrer Betrübniß Theil. Niemand war vergnügt, als der Herrscher im rechten Flügel.

Am Abend saß der Hauptmann, in dicke Wolken von Tabacksrauch gehüllt, und sann einsam nach, wie den jungen Leuten vielleicht noch zu helfen sey. Doch seine Gedanken schweiften vergebens umher. Auf allen Seiten stellte sich ihnen der Geldgeitz seines Bruders als ein unübersteigliches Gebirg entgegen.

Indem er darüber höchst mißmüthig war, meldete der Invalide Jakob, sein alter Diener: es verlange ihn ein Fremder zu

sprechen, der seinen Nahmen nicht nennen wolle.

„Laß ihn kommen!" sagte der Hauptmann.

Jakob ging, und öffnete dem Fremden die Thür. Er stürzte mit großen Schritten, ohne den Hut vom Kopfe zu nehmen, ins Zimmer, flog auf den Hauptmann zu, und drückte ihn mit Heftigkeit an sein Herz. Jener wich Anfangs stutzend zurück; aber plötzlich stieß er einen Freudenschrey aus, rief: „Wingolf! — Wingolf!" — und umschlang seinen Jugendfreund mit dem feurigsten Entzücken. Beyde stammelten, Brust an Brust, vor nahmenloser Wonne, und ihre Thränen vermischten sich. Erst nach fünf Minuten vermochte Wingolf, seine bisher erlebten Schicksale im Zusammenhange zu erzählen.

Ihn hatte das Glück nicht so wie manchen Andern, der es in Amerika suchte,

getäuscht. Er fand es dort, kam reich zurück, und übergab dem Hauptmann sogleich, um seine Schuld bey ihm großmüthig zu tilgen, eine Summe von funfzig tausend Thalern in Wechselbriefen.

„Was soll das?“ sagte sein Freund, und schob die Papiere zurück. „Willst Du mich in der ersten Stunde unsers Wiedersehens beleidigen, und wie einen Wucherer behandeln? — Du bist mir keinen Pfennig schuldig! Ich habe den Bettel längst vergessen.“ —

Es entstand ein Wettstreit der Großmuth. Der Hauptmann fügte sich zwar bald, die für Wingolfen bezahlte Summe zurück zu nehmen; doch damit war sein dankbarer Freund nicht zufrieden, sondern drang ihm die angebothenen Wechsel von neuen auf, und versicherte mit vielen Betheurungen, daß er reich genug sey, eine halbe Tonne Goldes kaum zu vermissen.

„Alle Wetter!" rief der Hauptmann. „Wenn das wahr ist, so hat Dich das Glück auf ein hohes Pferd gesetzt, und da mache ich mir denn weiter kein Bedenken, von einem solchen Crösus landübliche Zinsen anzunehmen, und mir also mein vor zwanzig Jahren ausgelegtes Kapital doppelt wieder bezahlen zu lassen. Doch mehr keinen Deut! — Und ich würde mich auch dazu nimmer entschlossen haben, wenn mir nicht eben einfiele, daß ich mit diesem Gelde ein gutes Werk stiften, und ein Paar junge Leute, die sich bis zum Sterben lieben, glücklich machen kann." —

Er erklärte sich nun hierüber deutlicher gegen seinen Freund, und sie entwarfen miteinander, unter Scherzen und Lachen, einen Plan, den wir werden ausführen sehen. Wingolf reiste hierauf noch in der Nacht ab, um in der nächsten Handelsstadt seine Papiere in klingende Münze zu verwan-

deln. Der Hauptmann geboth seinem Diener, niemanden zu sagen, daß ein Fremder bey ihm gewesen sey. Auch Alberts Frage, was er für einen späten Besuch gehabt habe, erhielt nur die lachende Antwort: „Es ist Zeit genug, wenn Du das morgen erfährst!“ —

6.

In der Frühe des folgenden Tages ritt Herr von Horneck auf die Jagd. Das war dem Hauptmann erwünscht. Er ging mit Alberten hinüber zu Amalien, und eröffnete jetzt Beyden mit dürren Worten: er wolle ihnen dreyßig tausend

Thaler schenken, um ihre Verbindung zu bewirken.

Sie hielten seine Rede für einen Scherz, und zwangen sich, zwischen Thränen darüber zu lächeln. Als er ihnen aber die unerwartete Ankunft des reichen Amerikaners mit allen Umständen erzählte, und heilig betheuerte, daß er sie mit keiner Fabel necke: nun dann war des Jubilirens kein Ende, und er bekam in Einer Minute mehr Schmeichelnahmen und Küsse, als er vorher in seinem ganzen Leben erhalten hatte.

„Kinder!" rief er, „laßt mich nur wieder zum Worte kommen! Wir haben noch einen hohen Berg zu übersteigen. Es ist, wahrlich! in der Welt nicht genug, den Beutel voll Geld zu haben; man muß es auch klug anlegen: sonst richtet man nichts Gutes und Nützliches damit aus. Ich wäre, zum Beyspiel, ein großer Thor, wenn ich, mit meinem Geldsack im Arm, vor

meinen Bruder träte, und sagte: Sieh, da hab' ich dreyßig tausend Thaler, die will ich Deiner Tochter, unter der Bedingung, daß sie Alberts Frau werde, zum Brautschatz schenken! — Glaubt ihr, daß ich dadurch den Strohkopf Gänsewitz aus dem Felde schlüge, und meinen Zweck, euch zu vermählen, erreichte? — Mit nichten! — Mein Bruder würde ganz anders spekuliren, und zu sich selbst sagen: Nun, es ist recht schön, daß der Hauptmann so reich ward. Sein Geld entgeht dir und deiner Tochter auf keine Weise. Wir beerben ihn, er sterbe, wenn er wolle. Du brauchst deshalb den Herrn von Gänsewitz, der dreyfach so viel Vermögen hat, nicht vor den Kopf zu stoßen. — Seht, Kinder, so würde mein Herr Bruder spintisiren, und wir ständen, Trotz meinem schönen amerikanischen Gelde, auf dem alten Flecke." —

Albert gab ihm Recht. Amalie hin-

gegen vertheidigte ihren Vater, und wollte ihm einen so hohen Grad von Eigennutz nicht zutrauen. „Allenfalls,“ sagte sie, „könnte man auch dem Gedanken, das Geld einst zu erben, im voraus begegnen.“

„Nun, wie denn etwa?“ fragte der Hauptmann.

„Wenn Sie, lieber Onkel, Ihr uns zugedachtes großmüthiges Geschenk Alberten allein ertheilen. Dann verschwindet die Erbschaftshoffnung, und Albert ist so reich, daß ihn mein Vater gewiß nicht als Schwiegersohn verschmähn wird.“

„Wollte nur das Ey nicht klüger seyn als die Henne!“ rief der Kapitain. „An die Erbschaft wäre dann freylich nicht mehr zu denken; aber Dein Vater würde Dir dennoch den Herrn von Gänsewitz aufzwingen, weil dieser Duns ein großes schuldenfreyes Rittergut besitzt. Das alles hab' ich schon überlegt und gesagt, und Deine

Weisheit, Fräulein Nichte, drasch leeres Stroh.“ —

Malchen verstummte.

„Es ist kein anderer Rath,“ fuhr er fort, „wir müssen auf einem Schleifwege zum Ziele gehen, und ich habe schon einen gefunden, der uns nicht irre führen wird.“

Albert und Amalie baten um Entdeckung seines Vorhabens.

„Könnt ihr schweigen?“

Sie versicherten das.

„Nun, so hört! Mein Herr Bruder ist, mit Ehren zu melden, ein abergläubiger Schwachkopf, dem die Prophezeyung eines alten Weibes, daß er einst hier im Schlosse einen Schatz finden werde, seit dreyßig oder vierzig Jahren noch im Gehirn spukt. Sie soll endlich erfüllt werden, diese Prophezeyung. Er soll meine dreyßig tausend Thaler als einen Schatz finden. Aber

wahrscheinlich läuft der erste Versuch der Hebung nicht ohne Schrecken ab, und Herr von Gänsewitz kommt, allem Vermuthen und meiner Absicht nach, auch mit dabey so ins Gedränge, daß er uns nicht weiter mit Heirathsgedanken in den Weg treten wird.“

„O, ich bitte Sie, bester Onkel,“ sprach Malchen, „thun Sie meinem Vater nichts zu Leide! Es schmerzt mich, daß er — wie soll ich's gleich nennen? — so hinters Licht geführt werden soll.“

„Paperlapap! Wenn man hinterm Lichte eine Pfanne voll Gold findet, so kann man sich wohl dahin führen lassen. Trag' Du nur keine Sorge! Du kennst mich als einen ehrlichen Mann. Ich verabscheue Arglist und Ränke. Was ich mit Deinem Vater im Schilde führe, ist ein frommer Betrug. Wenn die Löwenhaut nicht zu-

reichen

reichen will, sagt das Sprichwort, muß man einen Fuchsbalg daran nähen." —

Halb aus Neugier, halb aus Besorgniß für ihren Vater, fragte Malchen, wie, wenn und wo die Schatzhebung geschehen solle.

„Das bleibt vor der Hand mein und Wingolfs Geheimniß;" antwortete der Onkel. „Du hast bey der Sache nichts zu thun, als mir einen Hauptschlüssel zu schaffen, mit dem ich, in der künftigen Nacht, alle Thüren, bis ins Schlafzimmer meines Bruders, öffnen kann."

„Ach Gott!" seufzte Malchen. „Mir wird bey diesen Anstalten ganz bang' ums Herz!"

„Zieräffchen!" rief der Hauptmann. „Machst Dir wohl gar Scrupel, mir den Hauptschlüssel anzuvertrauen? — Diese Gewissensangst will ich Dir ersparen. Hier liegt gleich so ein Schlüssel, wie ich ihn

brauche. Ich stecke ihn ein, Du magst es erlauben wollen oder nicht. Ihr habt mehr dergleichen; das weiß ich. Der Vater wird ihn nicht vermissen.“ —

Und indem er so sprach, war der Schlüssel schon in seiner Tasche. Er empfahl dem Fräulein nochmahls Verschwiegenheit, und eilte mit Alberten in sein Revier zurück, um sich nicht von seinem Bruder, dessen Heimkunft bald zu erwarten war, überraschen zu lassen.

7.

Der Tag verging im rechten Flügel unter väterlichen Ermahnungen, den Junker Max morgen als Bräutigam wohl zu empfangen. Herr von Horneck hatte ihn auf den folgenden Tag zur Tafel geladen, um den Handel vollends mit ihm abzuschließen.

Malchen verhielt sich leidend, sagte weder Ja noch Nein, und verließ sich ganz auf ihren Onkel. Dieser machte indessen mit seinem Jakob mancherley Anstalten wegen des Schatzes, und erwartete mit Ungeduld seines Freundes Rückkunft.

Wingolf kam bey Anbruch der Nacht. Er hatte seinen Wagen vor dem Schlosse

zurück gesandt. Zwey Diener trugen einen schweren Koffer hinter ihm her. Jakob stand, während dieses Einzuges, am rechten Flügel auf der Wache. Es war dort alles still, und niemand bemerkte, was auf der linken Seite geschah.

„Da bin ich, Brüderchen!“ rief Wingolf. „Es ging alles nach Wunsch. Ich habe recht altes Gold und anderes verschimmeltes Schatzgeld eingewechselt. Man sollte darauf schwören, daß es schon ein Paar Jahrhunderte unter der Erde geruht hätte.“

„Gut, gut!“ sprach der Hauptmann. „Es würde jedoch wenig bedeuten, wenn wir auch nur jüngere Münzen zur Hand hätten. Mein Bruder ist nicht pfiffig genug, die Widersprüche der Zeitrechnung zu bemerken.“

„Besser ist besser!“ versetzte Wingolf.

„Bleibt's noch dabey, daß ich den Geist vorstelle?"

„Das versteht sich!" antwortete der Kapitain. „Du schickst Dich am besten zu dieser Rolle, weil Deine Gestalt und Stimme meinem Bruder unbekannt sind. Hier liegt schon Dein Geistergewand: ein gewaltig großes Betttuch, so weiß, wie ein neu gefallener Schnee."

„Tausendsasa!" rief der Amerikaner. „Daraus läßt sich ein langes Schleppkleid machen, wie es keine Modedame aufweisen kann. Ich habe mir auch schon unter Weges ausgesonnen, wie ich den alten Herrn anreden will. Es soll in Versen geschehen, damit es recht fremd und wunderbar klinge."

„Bravo, alter Reimschmid! Es wird alles vortrefflich gehen."

Gegen Mitternacht hob der Spuk an. Wingolf bemahlte sein Gesicht mit weißer, leichenfarbiger Schminke, die er zu diesem

Behuf in der Stadt gekauft hatte, und hüllte sich in das Bettlaken. So war der Geist fertig. Der Hauptmann führte ihn nach dem rechten Flügel hinüber, gab ihm den Hauptschlüssel, und bezeichnete ihm genau die Wege, die er zu gehen hatte.

Mit Hülfe einer Blendlaterne wandelte die Spukgestalt durch eine Reihe öder Zimmer, und kam glücklich ans Schlafgemach des Herrn von Horneck. Sie öffnete leise die Thür, und trat an sein Bett. Er schlief so fest, daß sie ihn durch Zupfen an seiner Nachtmütze wecken mußte.

Mit Schrecken fuhr er auf, that einen Schrey, schlug geschwind ein paar Kreuze, wühlte sich tief in die Betten, und stöhnte darunter hervor: „Alle gute Geister loben Gott den Herrn!“ —

„Ich auch!“ — brummte das Gespenst, und sprach dann langsam, mit ei-

ner hohlen, dumpfen Stimme, folgende Worte:

„Ich komm' aus tiefen Schlünden
Der dunkeln Geisterwelt.
Um Glück Dir zu verkünden,
Hab' ich mich eingestellt.

Ich, Deine Ahnfrau, lebte
Vor grauen Zeiten hier.
In dieser Burg erstrebte
Ich Gold mit heißer Gier.

Doch was in funfzig Jahren
Ich mühevoll erwarb,
Das hat kein Mensch erfahren —
Ich grub es ein — und starb.

Der Schatz liegt im Getrümmer
Des alten Thurms versteckt,
Wo eines Flämmleins Schimmer
Die Stätte Dir entdeckt.

Ich hab' ihn aufgehoben
Zur Mitgift für Dein Kind;
Doch sey der Mann zu loben,
Der Malchens Hand gewinnt!

Es haben schon, das weiß ich,
Zwey Freyer angefragt:
Darunter ist ein Zeisig,
Der mir nicht wohl behagt.

Erwähle klug den rechten,
Und heb mit ihm den Schatz! —
Doch kommst Du mit dem schlechten,
So jag' ich euch vom Platz.

Bereite Dich zum Funde,
Den ich Dir zugedacht,
Sobald sie schlägt, die Stunde
Der künftgen Mitternacht! —

Jetzt folge meinem Schritte
Hin zu der Flamme Schein,
Und wirf, nach alter Sitte,
Ein Stück Metall hinein!

Dann zeigt der Schatz sich morgen
Zur Hebung gleich bereit;
Sonst bleibt er Dir verborgen
In alle Ewigkeit.“ —

Herr von Horneck lag Anfangs in seiner Betthöhle todtenstill. Der Redner war ungewiß, ob er verstanden werde. Doch davon überzeugte er sich beym Anfang der vierten Strophe, als er mit besonderm Nachdruck das Wort Schatz aussprach. Da ward es unter der Decke lebendig, und Hornecks Nachtmütze — die so tief über sein Gesicht gezogen war, daß sich sogar die Nase darin eingehakt hatte — kam ein

wenig zum Vorschein. In dieser Lage blieb der Horchende bis zum Schluß der poetischen Anrede.

Als er sich aber auch jetzt noch nicht weiter regte, nahm sich seine Ahnfrau die Freyheit, ihre derbe Hand nach dem Zipfel seiner Amorsbinde auszustrecken, und sie mit Einem Ruck über die Stirn hinauf zu ziehen. Er blinzte die Augen fest zu, und schlüpfte wieder unter die Decke. Darüber gerieth seine angebliche Urgroßmama in einen poetischen Feuereifer, und heulte, wie eine Rohrdommel, aus dem Stegreif:

„Hervor mit Dir!
Wir spielen hier
Ja nicht Verstecken,
Nicht blinde Kuh!
Was wagest Du,
Mich so zu necken?

Heraus, Kompan!
Den Schlafrock an,
Und mitgegangen
Zum Flammenplatz!
Sonst ist der Schatz
Nicht zu erlangen.
Machst Du nicht gleich
Von ihm Dich Meister,
So schlingt das Reich
Unholder Geister
Ihn plötzlich ein,
Und dann wird nimmer
Des Goldlichts Flimmer
Dir sichtbar seyn.“ —

Diese Drohworte schreckten den Geitzhals, und waren ein Hebel, ihn in Bewegung zu setzen. Er ruderte geschwind mit seinen langen Spindelbeinen aus dem Bette heraus, hos'te sich an, und fuhr in den Schlafrock. Die weiße Frau wandte schamhaft ihr Gesicht weg, und erleichterte ihm

dadurch das Geschäft des Ankleidens. Als er reisefertig war, und an seinem Nachtlämpchen ein Licht angezündet hatte, winkte sie ihm mit der Hand, und extemporirte:

„Nun komm, geliebter Enkelsohn!
Glück ist des Muthes sichrer Lohn! —
Hast Du auch ein metallisch Zeichen,
Um es dem Flammengeist zu reichen?“

Das hatte der ängstige Mann vergessen. Er fing an zu suchen. Es fand sich ein alter messingener Sporn, dessen Compagnon vor vielen Jahren verloren gegangen war. Der Geitzhals besah ihn von allen Seiten, legte ihn wieder hin, kramte weiter, ergriff bald ein schartiges Messer ohne Heft, bald den einzelnen Arm einer zerbrochenen Schere: aber alle diese Kostbarkeiten dauer-

ten ihn, und seine Ahnfrau konnte sich nicht enthalten, über diesen Zug seiner Sparsamkeit zu lächeln.

Nach langem Wählen fiel ihm die drähterne Haube eines Pfeifenkopfs in die Hände, die oben völlig durchgebrannt, und also ganz unbrauchbar war. Dennoch stand er ein Weilchen an, sich von ihr zu trennen. Endlich entschloß er sich dazu, und fragte durch stummes Vorzeigen derselben an, ob sie zur Besitzergreifung des Schatzes anwendbar sey. Der Mummel nickte, und schritt vorwärts. Horneck folgte mit krummen, schlotternden Knien, kehrte aber an der Thür schnell wieder um, und häkelte das Kettchen vom Pfeifendeckel los, weil ihm noch zu rechter Zeit einfiel, daß es vielleicht weiter zu brauchen sey, und bey gegenwärtiger Gelegenheit erspart werden könne.

Nun ging der Marsch ohne längern Aufenthalt fort zu den Ruinen des Thurmes. Doch beynahe hätte die anführende Matrone, die vormahls im Schlosse gehaus't haben wollte, den Weg nicht gefunden. Es gelang ihr erst nach einigen Verirrungen, an Ort und Stelle zu kommen. Hier lauerte schon Jakob seit einer Stunde, und nährte mit allerhand brennbaren Materien eine kleine Flamme, die von selbst aus einer Erdenkluft hervor zu lodern schien. Er verbarg sich hinter dem eingestürzten Gemäuer, als er die weiße Gestalt heran leuchten sah.

Sie ging mit langsamen, abgemessenen Schritten bey der Flamme vorbey, und deutete mit der Hand darauf. Horneck starrte das Wunderfeuer an, und ließ gläubig den Pfeifendeckel hinein fallen. Jetzt verschwand seine Wegweiserin hinter den Trümmern mit diesen Worten:

„Morgen um die Mitternacht
Wird die Hebung hier vollbracht!
Doch sie soll Dir nicht gelingen,
Wenn Du wagst, den schlechten Wicht,
Dem Dein Kind ins Auge sticht,
Als Gehülfen mitzubringen.
Nur der Mann, der mir gefällt,
Hebt das Mägdlein und das Geld.“ —

8.

Die Absicht dieses Vorspiels war, dem Herrn von Horneck alles Mißtrauen zu benehmen. Er kannte die Gebräuche der Schatzgräberey auf ein Haar, und hätte vielleicht in seinem Glauben gewankt, wenn

man nicht methodisch und mit der gebührenden Feyerlichkeit zu Werk gegangen wäre. Nun aber, da er die gewöhnliche vorbedeutende Geldflamme mit eigenen Augen gesehen hatte, stieg nicht der kleinste Zweifel gegen die Richtigkeit der Sache in ihm auf. Es kostete ihm auch wenig Kopfbrechen, das Räthsel zu lösen, wer unter Amaliens Freyern der Liebling seiner Uraltmutter sey. Er rieth sogleich auf den theuern Junker Max; denn er machte den weisen Schluß: die Sammlerin eines Schatzes müsse, wie er, den Werth eines Menschen nach seinem Reichthum schätzen, und daher den armen Husarenlieutenant mit Verachtung und Widerwillen ansehen.

Herr von Gänsewitz erschien zur Mittagstafel im besten Staate, und liebäugelte sehr freymüthig mit seiner vermeinten Braut. Sie wich seinen zärtlichen Blicken so viel als möglich aus, sah ihm aber desto schärfer

auf

auf die Taschen, um sich gleich durch die Flucht retten zu können, wenn er etwa wieder eine Nesselpeitsche hervor ziehen sollte. Doch dieß Mahl blieb sie verschont, und die Tafelzeit ging, unter Gesprächen über die Jagd und andere gleichgültige Gegenstände, glücklich vorüber.

Jetzt erhielt Amalie einen Wink, sich zu entfernen. Sie hatte noch nie einen Befehl ihres Vaters mit solchem Vergnügen befolgt. Er verriegelte hinter ihr die Thür, und erzählte nun seinem Gast die Begebenheiten der vorigen Nacht, die er noch keiner Seele entdeckt hatte.

Max riß seine kleinen Blinzaugen so weit auf, daß er wirklich ein paar Sekunden lang andern Menschen ähnlich sah. Der Schatz, der die Aussteuer seiner Braut vermehren sollte, war ihm höchlich willkommen. Er krähte vor Freude wie ein Hahn. Als ihn aber angekündiget ward, daß er

selbst, nach dem ausdrücklichen Willen der Schatzmeisterin, bey der Hebung Hand anlegen solle: da wurden seine rothen Pausbacken plötzlich so bleich wie die Wangen eines getünchten Posaunenengels, und er bedauerte stammelnd, daß er durchaus, wegen eines sehr wichtigen Geschäfts, noch vor Abend zu Hause seyn müsse.

„Larifari!“ sprach Herr von Horneck. „Es gibt zwischen Himmel und Erde kein so wichtiges und einträgliches Geschäft als eine Schatzhebung. Bedenken Sie, Gänsewitz! — einen Schatz! — Das bloße Wort macht mich um zwanzig Jahre jünger.“ —

„Ein recht angenehmes Wort!“ stotterte Max, und rieb verlegen die Hände. „Wenn sich nur der Schatz so leicht heben ließe, als sich das Wort aussprechen läßt!“

„Aha! kommt der Wind da her?“ rief Horneck. „Hat der junge Herr keinen Muth? — Sapperment! da hätten Sie an meiner Stelle seyn sollen! Das war eine Heldenthat, im Stockdunkeln mit einem Geiste spazieren zu gehn! — Aber nun hat's keine Gefahr. Der Schatz liegt bereit; wir dürfen ihn nur wegtragen.“ —

Der furchtsame Hase machte noch allerley Kreuz- und Quersprünge; aber Horneck ließ ihn nicht entwischen, und ward zuletzt böse. „Da hilft kein Sperren!“ rief er. „Sie sind entweder in dieser Nacht von der Partie, oder ich muß mir einen andern Schwiegersohn suchen. Ihrer Feigheit wegen will ich doch, wahrhaftig! einen Schatz nicht einbüßen, den ich nicht anders, als mit Beystand meines künftigen Eidams, zu Tage fördern kann.“ —

So in die Enge getrieben, entschloß sich endlich Herr Max, das nächtliche Abenteuer zu bestehen.

9.

Das erwartete man im linken Flügel, und traf die thätigsten Anstalten, die Schatzgräber zu empfangen. Jakob (der bey der Artillerie gedient hatte, und in der Feuerwerkskunst erfahren war) wühlte schon in der Nacht vorher, wie ein Maulwurf, zwischen den Trümmern, grub Minen, und füllte sie mit Pulver. Der Hauptmann nähte seinen großen Hetzhund in eine schwarze Bärenhaut ein, und schuf ihm ein Paar flammende Augen. Wingolf

reimte einen Bannfluch, der durch ein Sprachrohr erschallen sollte. Der Schatzkessel ward gefüllt; aber vor der Hand nur mit Steinen, damit den Glücksrittern — wenn sie etwa mehr Muth hätten, als man ihnen zutraute — keine Beute von Werth in die Hände falle. Um sie jedoch anzukirren, bedeckte man die Steine mit einer dünnen Schicht alter Thaler, und trug, als es Abend geworden war, den Kessel an den Ort, wo das Flämmchen gebrannt hatte.

Indessen war Herr von Horneck beschäftigt, den Muth seines Knappen zu stärken. Aber je höher die Nacht stieg, desto tiefer sank Maxens Herz. Es schmeckte ihm weder Speise noch Trank, und er verlor alle Lust, mit Amalien zu kosen.

Gegen zehn Uhr befahl ihr der Vater, wie allen seinen Leuten, zu Bett zu gehen.

Sie wünschte ihm mit schwerem Herzen eine gute Nacht. „Die haben wir gewiß!“ sprach er schelmisch lachend, und gab dem Herrn von Gänsewitz einen bedeutenden Augenwink. „Du wirst sehen, Malchen, daß wir Beyde morgen früh recht munter und fröhlich sind.“ — Armer Vater! dachte sie, und huschte in den linken Flügel hinüber, um für ihn nochmahls bey dem Onkel zu bitten.

Dieser beruhigte sie, und eilte mit seinen Bundesgenossen an den Tummelplatz. Eine Hinterthür führte sie dahin, ohne daß es aus den Fenstern des rechten Flügels bemerkt werden konnte. Es war daher so wenig Vorsicht nöthig, daß sie sich sogar von dem maskirten Bullenbeißer vorleuchten ließen, dem sein Herr ein Paar kleine Laternen, die in der Finsterniß wie Feueraugen funkeln sollten, an den Kopf gebunden hatte.

Halb zwölf Uhr befand sich Max völlig im Zustande eines Missethäters, der zum Hochgerichte geführt werden soll. Er war bleich wie ein Todtenkopf; alle seine Gebeine zitterten; das Herz schlug ihm wie ein Hammer; und als er jetzt den Gang zum alten Thurme antreten sollte, gab er plötzlich die Erklärung von sich: er wolle dem Fräulein entsagen, und lieber zeitlebens unverehligt bleiben, als sich einer Frau wegen in Leib- und Lebensgefahr begeben.

„Rappelt's in Ihrem Kopfe?" fuhr ihn Horneck an. „Hätten Sie mir das heute Mittags gesagt, so konnten sie laufen, wohin Sie wollten; aber nun müssen Sie mitgehen, oder ich verwickle Sie in einen Prozeß, der Ihnen den letzten Ziegel auf dem Dache kostet." —

„Wie käm' ich denn dazu?" stammelte Max.

„Das werden Ihnen die Advokaten

schon sagen! Glauben Sie nicht, daß es einen artigen Rechtshandel abgeben wird, wenn ich Sie über den Verlust eines Schatzes, dessen Werth sich gar nicht berechnen läßt, in Anspruch nehme?"

„Ach, bester Herr von Horneck, heben Sie ihn doch allein!"

„Ueber den Häckerlingskopf! — Allein heben! — Kann ich denn das? — Sie haben ja gehört, daß es durchaus mit Beyhülfe meines künftigen Schwiegersohns, und durchaus in dieser Stunde, geschehen muß! Wo soll ich nun jetzt um Mitternacht einen andern Schwiegersohn aufgabeln?" —

„Da weiß ich freylich keinen Rath; ich für meine Person ziehe aber den Kopf aus der Schlinge."

„Nein, Herr, dazu ist Ihr Kopf zu dick! Er wird hängen bleiben in der Schlinge, und Ihr Rittergut obendrein! Fahren

Sie in Gottes Nahmen nach Hause, und legen Sie sich zu Bett! Es ist Ihre letzte ruhige Nacht. Morgen hetz' ich Ihnen eine Koppel Prozeßmacher auf den Hals, die bald mit Ihnen das Garaus spielen werden." —

Nun steckte Max zwischen Thür und Angel. Vorher glaubte er mit Amaliens Verlust aus der Klemme zu kommen; doch jetzt konnte er weder vorwärts noch rückwärts. Dort drohten Gespenster — hier Advokaten — und diese letztern waren solche Schreckensmänner für ihn, daß er sich, als er sie von hinten anrücken sah, vor Angst entschloß, lieber einem Rudel Nachtgeister als ihnen in die Hände zu fallen.

„Das ist endlich ein vernünftiges Wort!" sprach Horneck. „Nun wird aber nicht eine Sylbe weiter gesprochen! Geben Sie ja, indem wir den Schatz heben, keinen Mucks von sich! Sonst verschwindet er vor unsern

Augen wie eine Seifenblase, oder sinkt bis zum Mittelpunkt der Erde hinab." —

10.

Den Laurern bey den Ruinen ward, während dieses Gezänks, die Zeit sehr lang. Sie zweifelten schon, daß die Schatzheber sich einfinden würden; doch mit Einem Mahl kamen sie angestiegen. Horneck ging mit einer Laterne voraus. Gänsewitz hielt sich an seinem Rocke mit beyden Händen fest, und ließ sich so mit krummen Knien, wie auf einem Nachtstuhle sitzend, nachschleifen. Der Alte, dem für seine Rockschöße bange war, schlug oft mit Heftigkeit rückwärts, um sich von der Klette, die sich an ihn gehangen hatte, zu

befreyen. Sie war aber nicht los zu bringen.

In diesem Aufzuge trafen sie mit zögernden Schritten in der Gegend ein, wo der täuschende Schatzkessel zwischen zerstreut umher liegenden Steinmassen aufgestellt war. Horneck, der seine Leuchte so weit als möglich auf Kundschaft voran schickte, sah ihn zuerst, und schauderte freudig zusammen. Er griff hinter sich, zog seinen Anhänger hervor, zeigte mit der Hand auf die Lockthaler, und triumphirte mit mancherley lebhaften Geberden. Junker Gänsewitz machte einen langen Hals, und kroch wie ein Krebs zurück. Horneck schalt ihn durch zornige Kopfbewegungen, und gab ihm durch Ausbreitung beyder Arme und muthiges Herumblicken zu verstehen, daß alles ruhig und nichts zu befürchten sey. Max kraute sich hinter den Ohren, und schneckte wieder ein wenig vorwärts. Der Alte tätschelte

ihm die Backen, klopfte ihm auf die Schulter, und zeigte ihm durch hastiges Oeffnen und Schließen der Hände, wie er den Kessel angreifen müsse.

Jetzt standen sie nahe dabey, und wollte die Schatzhebung wirklich beginnen. In diesem Augenblicke feuerte der Hauptmann in seinem Versteck eine fürchterlich knallende Donnerbüchse los. Horneck that einen Luftsprung — Max fiel auf's Gesäß; doch indem er kaum den Boden damit erreichte, prasselten Jakobs Flatterminen unter ihm auf, hagelten Sand und Erdschollen umher, und blaue, grüne und rothe Flammen tanzten wie Irrwische herum. Zugleich brüllten mehrere Geschütze, und auf einem hohlen Fasse ward ein Gewitter gepaukt.

Trotz diesem Höllengetümmel, wich Horneck, der den Schatz nicht einbüßen wollte, nicht von der Stelle, und hielt auch Maxen, wie ein Häscher, so fest, daß er

nicht davon laufen konnte. Eine Sekunde lang war jetzt alles ruhig; aber diesen Waffenstillstand unterbrach ein gräßliches Hundegebell, das, durch nachahmende Menschenstimmen verstärkt, aus dem Thurmgemäuer hervor schallte. Horneck und sein Gefangener blickten dahin, sahen ein schwarzes Ungeheuer mit großen Feueraugen auf sich los stürzen, und hörten folgende, durch ein Sprachrohr donnernde Worte:

„Hurrah! hussah! Höllenhund,
Oeffne deinen Flammenschlund!
Hussah auf den Rothkopf dort!
Jag' ihn fort!
Nie betret' er diesen Ort!
Läßt er sich noch Ein Mahl blicken,
So zerreiß' ihn flugs in Stücken!
Er ist nicht der rechte Mann,
Der den Schatz erheben kann." —

Während dieses Bannspruchs ergriffen Beyde mit Entsetzen die Flucht. Doch eigentlich floh nur Horneck; denn Max kletterte vor Angst an ihm hinauf, klammerte sich an seinen Kleidern an, und ersparte so seinen eigenen Beinen die Mühe, ihn in Sicherheit zu bringen. Er weckte mit einem Zetergeschrey seinen Kutscher, bat ihn um Gottes willen, sogleich anzuspannen, und fuhr mit der Betheurung ab, dieß verwünschte Schloß in seinem Leben nicht wieder zu betreten.

11.

„Fahren Sie zum Henker!“ rief ihm Horneck nach, und kroch in sein Bett. Aber seine Trostlosigkeit über den verlorenen Schatz ließ ihn kein Auge schließen.

Als er sich ungefähr eine Stunde lang von einer Seite zur andern geworfen hatte, erhielt er plötzlich einen zweyten Besuch von seiner Ahnfrau. Sie erschien, wie in der vorigen Nacht, in ihrem weißen Schleppgewande, und heulte gleich einer Unke:

„Das Ungethüm liegt wieder an der Fessel,
Und morgen um die Geisterzeit
Steht noch ein Mahl mein Gold- und Silberkessel
Für Dich bereit.

Doch dann wird er von Höllenhunden
Bis an den jüngsten Tag bewacht,
Hast Du in vier und zwanzig Stunden
Den Mann nicht aufgefunden,
Dem Glück und Liebe lacht." —

Als sie diese Worte gesprochen hatte, verschwand sie.

Horneck schwitzte tief unter der Decke; doch entging ihm keine Sylbe von dieser Anrede, die ihm sehr tröstlich klang. Er eilte bey frühem Morgen zu seinem Bruder, mit dem er bisher geschmollt hatte, vertraute ihm alles, und bat ihn um Rath.

„Was bedenkst Du Dich lange?" sagte Dieser, nachdem er sich eine Weile sehr fremd gestellt hatte. „Es ist ja offenbar, daß unsere selige Frau Uraltmutter ihren

Reichthum niemanden anders als Alberten gönnen will.“ —

„Das scheint mir bald selbst so;“ versetzte Jener. „Ey nun, er ist auch ein ganz anderes Kerlchen, als der verdammte Rothkopf! — Höre, Hauptmann, glaubst Du wohl, daß er sich entschließen wird, den Schatz mit mir zu heben, wenn ich ihm Amalien zum Weibe, und den Fund zur Aussteuer gebe?“ —

„Ohne Zweifel;“ antwortete der Hauptmann. „Ich will ihn rufen.“ —

Albert kam. Die Sache ward ihm vorgetragen. Er betheuerte, für Amaliens Besitz alles in der Welt zu wagen.

Nun füllte der Hauptmann denselben Kessel, der Tages vorher Steine im Bauche gehabt hatte, mit Gold und Silber, und schaffte ihn im Dunkeln an den ge-

hörigen Ort. Horneck und Albert hohlten ihn um Mitternacht ohne Schwierigkeit ab. Indem sie ihn fort trugen, blies Wingolf, der ein guter Flötenspieler war, hinter den Ruinen eine liebliche Melodie.

Horneck hatte nun vor Freude eine schlaflose Nacht. Er zählte bis an den hellen Morgen das gefundene Geld, und war halb und halb zufrieden; denn ganz ist ein Geitzhals es niemahls.

Einige Monate nachher feyerten Albert und Amalie ihre Verbindung. Als man sich Abends zur Familientafel niedersetzen wollte, trat plötzlich die wohlthätige Ahnfrau in den Saal, ohne sich mit Anschaffung eines hochzeitlichen Kleides in Unkosten geschlagen zu haben. Sie trug ihren alten weißen Schlender, und nahm ohne Umstände Platz an der Tafel. Der Brautvater erstarrte. Doch man entdeckte ihm

schnell den Zusammenhang der geheimen Geschichte, und er mußte sich freylich stellen, als ob er den Spaß recht artig finde. Im Herzen aber that es ihm weh, daß es ihm nicht gelungen war, Maxens Rittergut und den Schatz mit einander zu vermählen.

V.

Das Vorzeichen.

Bey einer gräflichen Familie in Deutschland herrschte noch im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts der Aberglaube: daß ein gewisser Leichenstein in ihrem Erbbegräbnisse durch einen ungewöhnlichen Schweiß anzeige, wenn sie durch das Absterben eines ihrer Glieder in Trauer versetzt werden solle. Der Küster bey der Begräbniß-

kirche war angewiesen, dieses Vorzeichen, so bald er es bemerke, auf dem Schlosse zu melden.

Eines Tages saß das gräfliche Haus bey einem frohen Mittagsmahle versammelt. Da brachte der Todesbothe mit Eilschritten die Nachricht, daß der weißagende Stein eben heftig zu schwitzen anfange. Alle Gesichter erblaßten. Die Freude floh. Nur die vier und achtzigjährige Großmutter des Hausvaters lächelte getrost. „Mir geschehe, wie Gott will!“ sagte sie. „Beunruhiget euch nicht, meine Kinder! Diese Vorbedeutung geht mich an.“ —

Ihre Urenkel, zwey junge Grafen, (die noch auf einer hohen Schule studirten, und ihr Vaterhaus nur jetzt besucht hatten) waren neugierig, das Wunderzeichen zu sehen. Sie ritten nach der Tafel hin zur

Familiengruft, die eine halbe Meile vom Schloß entfernt lag. Der Grabstein schwitzte sehr stark. „Glückliche Reise, Frau Großmama!“ rief der jüngere Graf, der bey jeder Gelegenheit vorwitzig war, und sich oft durch seine Handlungen in den Verdacht eines gefühllosen Herzens setzte.

Er zog sein Schnupftuch aus der Tasche, und trocknete die Nässe des Steines damit auf. „Dieß feuchte Tuch,“ sprach er lachend, „will ich der Alten zeigen, damit sie sich fromm und christlich zum Sterben bereite.“ —

Sein Bruder, ein edlerer Jüngling, mißbilligte dieses Vorhaben, und bat ihn, die ehrwürdige Matrone nicht zu kränken. „Pah!“ versetzte Jener, „sie hat lange genug gelebt; sie kann absegeln! Und ich thue, was ich will, Herr Hofmeister!“ —

Mit dieser Hohnsprecherey faselte er aus der Kirche, und rächte den erhaltenen Verweis an dem Pferde seines Bruders, das ein Reitknecht vor der Thüre hielt, durch einen kräftigen Peitschenschlag. Doch das muthige Roß schlug wieder, und er stürzte, von beyden Hinterhufen vor die Brust getroffen, todt zur Erde. Seine Aeltermutter überlebte ihn noch drey Jahre.

Diese Anekdote erzählt ein gleichzeitiger Schriftsteller (ohne jedoch das gräfliche Geschlecht zu nennen) als Augenzeuge, und setzt etwas einfältig hinzu: „Sobald der junge Herr entseelt darnieder fiel, hörte der

Stein auf zu schwitzen, und man will behaupten, daß die Gnade, wodurch besagtem Geschlechte die bevorstehenden Todesfälle angezeigt worden, von nun an auf immer verscherzt worden sey."

Berich=

Berichtigungen.

Seite 121, in der siebenten Zeile, lese man statt Geschichtsschreiber — Geschichtschreiber.

— 221, in der vierten Zeile von unten: statt An dere — Andere.

In der Schüppelschen Buchhandlung in Berlin, sind kürzlich folgende Werke erschienen.

Langbein, A. Fr. E., neue Schriften 2 Bände mit Kupfern von Fr. Catel, H. Ramberg, Meyer und Jügel. 8. jeder Band 1 Thl. 9 Gr.

— dessen Erzählungen mit Kupfern von H. Ramberg. 8. 1 Thl. 9 Gr.

Bothe, H. F., Frühlings-Almanach; mit Kupfern von Fr. Catel und Jügel. gr. 16. 1 Thl. 12 Gr.

Wrede, E. F. Geognostische Untersuchungen über die Südbaltischen Länder, nebst einer Betrachtung über die allmählige Veränderung des Wasserstandes auf der nördlichen Halbkugel; mit einem Kupf. gr. 8. 16 Gr.

Bourguet, D. Ludw. chemisches Handwörterbuch, nach den neuesten Entdeckungen entworfen; fortgesetzt von D. Richter (Verfasser des Werks über die neuern Gegenstände der Chemie.) 5 Bände gr. 8. jeder Band 1 Thl. 8 Gr.

Rebentisch, I. F, prodromus Florae Neomarchicae, secundum systema proprium conscriptus, cum praefatione et dispositione vegetabilium cryptogamicorum a D. C. L. Willdenow. Figuris XX aeneis coloratis adornatus. 8 maj. 2 Thl. 12 Gr.

Klug, D. Fr, monographia Siricum; cum tabulis aeneis VIII. coloratis. 4. 3 Thl. 12 Gr.

Willdenow, D. Carol Ludw, Hortus Berolinensis, sive icones et descriptiones planta-

rum minus cognitarum horti regii academici berolinensis. Fasc. I—III us cum tabulis aeneis XXXVI coloratis. Fol. maj. Jeder Fascl. 4 Thl 4 Gr.

Rambach, F. Dramatische Gemälde; mit gestochenem Titel und Vignette, geheftet 8. 1 Thl. 6 Gr.

— der Nabob oder das Geheimniß, Schauspiel in 5 Aufzügen. 8. 12 Gr.

— der Triumph des Frohsinns, Schauspiel in 5 Aufzügen. 8. 12 Gr.

— die Terne oder Künstlerglück, Nachspiel in einem Akt. 8. 4 Gr.

Recueil de quelques antiquités trouvées sur les bords de la mer noire appartenans à l'empire de Russie; dessinées d'après les originaux en 1797 et 1798 par L. de Waxel, conseiller de cour au service de S. M. J. de toutes les Russies etc. avec 21 planches et une carte. gr. 4. 5 Thl.

Waxel, L. von, Russ. Kaiserl. Hofrath etc. Sammlung einiger Alterthümer, an den Küsten des schwarzen Meeres innerhalb den Gränzen des Russischen Reichs entdeckt. In den Jahren 1797 und 1798 nach den Orginalen gezeichnet; mit 21 Kupfertafeln und einer Karte gr. 4. 5 Thl.

Parks, Mungo, Reise in das Innere von Afrika, für die Jugend bearbeitet von Schulz; mit 5 Kupf. und 1 Karte. gr. 8. 1 Thl. 4 Gr.

— — mit illum. Kupf. 1 Thl. 8 Gr.

— — mit illum. Kupf. saub. geb. 1 Thl. 12 Gr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Langbein, August Friedrich Ernst,

Neue Schriften

Bd.: 2

(1804)

Coburg, Landesbibliothek -- D II 8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940458-6